42
3339/6

<36624192260019
S
<36624192260019
Bayer. Staatsbibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

170

# Die wichtigsten neuern Land- und Seereisen.

Für die Jugend und andere Leser bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Harnisch.

Sechster Theil.

00

Mit einer Karte und zwei Kupfern.

Neue, wohlfeile Ausgabe.

G.W.B.D.

Leipzig, Verlag von Gerhard Fleischer. 1829.

In Commission bei Adolf Frohberger.

106/50/187

Preis jeden Bandes der neuen Ausgabe 18 Gr. Preuß. Courant oder 1 Fl. 21 Xr. Rhein.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

# Vorwort.

Die große Nachsicht, mit der meine Bearbeitung der neuern Land- und Seereisen von Beurtheilern gewürdigt, und die ausgezeichnete Theilnahme, mit der sie von den Lesern aufgenommen ist, veranlaßt mich, an jene und diese dem 6ten Theile dieses Werkes ein Paar Worte beizufügen. Diesen gebe ich die Versicherung, in so weit ein Mensch sie geben kann, daß, wenn es irgend Zeit und Kräfte erlauben, das ganze Werk nach der Art, wie es angefangen ist, fortgeführt und vollendet werden soll. Ich verspreche allerdings, bei meiner geringen Muße, viel; doch hoffe ich, wenn mir Gott ferner Gesundheit schenkt, alle Jahre wie jetzt 2 Bände zu liefern, und so in fünf

Jahren das Werk zu beenden, indem 16 Theile die ganze Erde umfassen. Von den 10 noch übrigen Theilen kommen 2 auf Asien, 2 auf Südamerika, 3 auf Afrika, 1 auf Neuholland, 2 auf Europa. Die beiden letzten Theile sollen die Vordergruppe des ganzen Erdgemäldes bilden, und werden deßhalb das Werk beschließen.

Den Herren Beurtheilern in den verschiednen Zeitschriften sage ich meinen Dank, besonders dafür, daß sie richtig den Standpunkt, von wo aus meine Arbeit zu beurtheilen ist, gewählt haben, was sehr leicht scheint und worin doch gar oft von den Recensenten gefehlt wird. Am weitesten hat sich der Beurtheiler in der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung (April 1823. N. 71.) in das Einzelne des Plans und seiner Ausführung in den 3 ersten Theilen eingelassen. Ich bin mit ihm nicht allein in dem, was er lobt, sondern auch

in dem, was er als mangelhaft bezeichnet, gleicher Meinung; nur leider kann ich die Mängel nicht heben. Sie bestehen besonders darin, daß uns von manchen Ländern neue Reisebeschreibungen ganz fehlen, so daß ich gezwungen bin, entweder ältere zu nehmen, oder diese Länder nur übersichtsweise in Einleitungen, Einschiebungen, Anmerkungen und Anhängen zu behandeln. Ich war z. B. bei vorliegendem Bande gezwungen, da ich Tibet nicht umgehen konnte, Turner reden zu lassen, weil nach ihm Keiner in jenem Lande gereist ist; obgleich selbst Campe schon Turner's Reise bearbeitet hat. Von den ostindischen Inseln haben wir herrliche neuere Nachrichten, zumal durch Raffles und Crawford, aber keine zusammenhängenden Reisen, deßhalb behandelte ich diese Inseln in Anhängen.

Oft geht es einem Arbeiter in der Weltkunde recht übel. Grade wenn er sein Werk

vollendet hat, so kommen neuere Nachrichten. Er darf deßhalb nicht zu lüstern auf das Neueste sein, sondern er muß mehr auf das Wesentliche sehen. Ich glaube, daß, weil ich dieß gethan, die 3 ersten Theile dieses Werkes durch Parry's Entdeckungen, durch Henderson's Reise in Island und durch Franklin's Reise in Nordamerika, nichts verloren haben. Deßhalb darf ich auch ferner die Beschreibungen einzelner Thiere und Pflanzen, so fern die Gegenstände bedeutungsvoll sind, nicht aufgeben. Mein Erdgemälde soll nicht bloß anziehen, sondern auch festhalten und dadurch belehren. Wollte ich nur, wie der Recensent zu wünschen scheint, auf großartige Reiseunternehmungen und die Schicksale kühner Abenteurer eingehen, so würde ich meinen Zweck verfehlen, und meinem Gemälde einen Himmel von lauter Gewittern geben. Es ist auf der Erde nicht bloß der Krieg, sondern auch der Frie-

den. Daß ich aber gern Reisen wähle, die den Leser in die Tiefen des menschlichen Wesens schauen lassen, davon werden Golownin's Schicksale, der Schiffbruch der Alceste, Woodard's Schicksale und Bligh's Fahrt zeugen.

Mit größerm Zutrauen übergebe ich den 4ten bis 6ten Theil dieses Werks den Lesern, als die drei ersten Theile, weil sie wirklich mit mehr Umsicht gearbeitet sind. Hoffentlich werden die folgenden Theile noch besser werden. Die äußere Ausstattung des Werkes zeigt wohl hinlänglich, daß der Herr Verleger, längst schon durch schöne Ausstattung von Werken bekannt, auch bei diesem keine Ausgabe gespart hat.

Mögen denn alle Leser durch dieß Werk, das zunächst ihren Blick auf die weite große Welt lenkt, angeregt werden, auch ihr Auge in sich und über sich zu richten: dann wird es, wie die Natur in ihrer Reinheit, als Abbild

des Schöpfers und Vorbild des menschlichen Lebens, erleuchtend, heiligend und beseligend wirken. Wenigstens wird mir der größte Lohn von dieser Arbeit der sein, daß ich erfahre, es sei christliches Leben und himmlische Liebe mittelbar dadurch gefördert.

Geschrieben zu Weißenfels an der Saale, im königl. Schullehrerseminar daselbst, zu Anfang des Jahres 1824.

W. Harnisch,
Seminar-Direktor.

# Inhalt.


I. Symes Reise ins Reich Burmhan. . . . . . . . . . . . . . S. 1

Einleitung. Ostindien — Hinterindien — Burmhan — Reisende in dieß Land — Veranlassung zu Symes Reise. S. 3

## Erste Fahrt.

Von Calcutta bis Rangoon. Kokosinseln — Niederlassung auf den Andamanen — Urbewohner — Erzeugnisse dieser Inseln — (die Salanganen — Nikobaren-Inseln — Speisen daselbst — Wohnungen — Ambra — Niederlassungen auf den Nikobaren — Mergui-Inseln — Junk-Seilan — Pulo-Pinang — Hauptmann Light — englische Niederlassung) — Fluß Rangoon — Begrüßung — Ankunft in der Stadt Rangoon — burmhanisches Mißtrauen — Besuch vom Befehlshaber. . . . . . . . . . . . S. 9

## Zweite Fahrt.

Von Rangoon bis Pegu, hin und zurück. Reise-Böte — Gegend — Wohnung in Pegu — Feierzug — Schaukämpfe — Besuch beim Oberbefehlshaber — Feuerwerkszug — (tibetanische Kuhschwänze) — ein Feuerwerk — Sorgsamkeit des Oberbefehlshabers — Schauspiel — Silvester-Abend — Pegu — Tempel des goldnen Gottes — Mönche — der Elephant — Verehrung desselben — Fang desselben — Kampf desselben mit Krokodilen — der Tiger — Rangoon — Priester — Bewohner von Rangoon — Tiekholz — Sendung von Nashörnern und Krokodilen nach Peking — das Nashorn — Abreise von Rangoon. S. 31

## Dritte Fahrt.

**Von Rangoon bis Ummerapura.** Indigopflanzung — Bootstrandung — Prome — Miadäh — Arekanuß — Mangel an Fleischspeisen — heiliger Fußeindruck — burmhanische Frachtwagen — Longi — ein Kloster — fremde Völker — der Oberzolleinnehmer Dsansi — Krokodilenstadt — das Dorf der goldnen Böte — Steinölbrunnen — Empfang in Niunda — Besuch in Pegam — Sesam — entgegengeschicktes Boot — Cassayer — Elephantendorf — Ava — Tschahagaing — Ummerapura — Empfang daselbst — Wohnung — chinesische Gesandte — öffentliches Geschäftszimmer — Gastfreiheit — cassayische Gärtner — chinesische Musik — Gesandtschaftsschreiber — feierlicher Besuch — Gott Gaudma — burmhanische Gesetze — Stellen daraus — Staatsbeamte — Tracht — das Wesen des Burmhan — Verheirathung — Leichenbegängniß — Abgaben — Kriegführen — Speisen — Handel — die Frauen — Zeiteintheilung — Schrift — Geschenke — Audienzzug — Audienz beim Könige — beim Kronprinz — bei der Königin Mutter — Büchersammlung — königliche Barke — Residenz des obersten Geistlichen. . . . . . . . . . . S. 62

## Vierte Fahrt.

**Von Ummerapura bis Calcutta.** Geschenke — Abschiedsaudienz — Erreichung des Zweckes der Reise — Handel zwischen Ostindien und Burmhan — burmhanische Bücher — Feste — Abfahrt — Gaudmafabrik — großes Gaudmabild — Pegam — Kainer — Prome — Schachspiel — ein Gottesurtheil — Wünsche des Statthalters von Pegu — Absegelung von Rangoon — Ankunft in Calcutta. S. 11

## Anhang.

**Blicke in Malakka, Siam, Laos, Kombodja, Cochinchina, Tunkin.** Malakka's Boden und Luft — Mangustan — Staaten — Albuquerque — Malayen — Städte — Stadt Siam — der König von Siam — Erzeugnisse des Landes — Zucker — Dure — Schuppenthier —

Hornvogel — Krokodilfang — die Siamer — Wohnung — Kleidung — Nahrung — Schiffe — Sommona Kodom, ein Glaubensstifter — Geistliche — häusliches Leben — bürgerliches — siamisches Uebel — kein Eigenthumsrecht — Despotenwesen am Hofe — siamische Geschichte — Minister Phaulcon — gestürzt durch Pitrarcha — Tunkin's Beschaffenheit — große Dörfer — Städte — Thiere — Pflanzen — Benzoe — Fischerei — Gewerbe — Handel — Lebensart — Kleidung — Wohnung — Verfassung — goldne Säbel — Ehen — Krieger — Glauben — verschiedne Gebräuche — Geschichte — Nguy-en-Chung — Kombodja — Pulocondor — Ponthiamas. . . . . . . S. 123

II. Woodard's Schicksal auf Celebes. . . . . . . . . . . . S. 167

Einleitung. . . . . . . . . . . . . S. 169

## Erste Fahrt.

Von Batavia bis Dungally. Mangel an Lebensmitteln — Trennung vom Schiffe — Uebernachtung auf einer Insel — Landung auf Celebes — Malayenempfang — Mord — Verkriechung — Nachtwanderung — Krankheit — Selbstübergabe an die Malayen — Aufenthalt in Travalla — ein muhamedanischer Priester — ein Schwein — Sago — Reise nach Parlow — Krankheit — Rückkehr nach Travalla — Flucht nach Dungally. . . . . . S. 170

## Zweite Fahrt.

Von Dungally bis nach England. Krieg — Rüstung zur Flucht — zweiter Fluchtversuch — Aufenthalt in Sawyah — unfreiwillige Fahrt nach Tombo — neue Flucht — Landung — neue Gefangenschaft — Rajah von San Bottan — Ankunft in Makassar — gastfreundliche Aufnahme — Ankunft in Batavia — Calcutta — Hauptmann Hubbard — Ankunft in London. . . . . . S. 184

## Anhang.

Die großen Sunda-Inseln. Celebes — Giftbaum — Hirschjagd — Fest des blutigen Herzens — Verzweiflungswuth — Kriegssinn — Sprache — Glaube — Kriegskunst — Trepangfang — Wasserzigeuner — Fürsten — europäische Niederlassungen — Borneo — Beschaffenheit — Stadt Borneo — Sambas — Banjermassin — Pflanzen — Thiere — Kriegslust — Java — Straße — Holländer — Pflege — Mangas — Jambolo — Säugethiere — Vögel — holländische Oberherrschaft — Empörung dagegen — einheimische Fürsten — heimische Staaten — Bantam — Tscheribon — Probolingo — Javaner — eine Straße für einen Gott — Sumatra — Holländer — Engländer — Engano — Pflanzen — Sombrero — Babirussa — die Battas — die Rezans — Menangkabo — Indrapura — Palimban — Raffles — Atschin. . . . . . . . . . . S. 197

III. Bligh's Fahrt von Tofoa nach Timor. . . . . . . . . . . S. 233

Einleitung. . . . . . . . . . . . S. 235

Die Fahrt selbst. Empörung — Bootsausrüstung — Trennung vom Schiffe — der Empörer Christian — Landung in Tofoa — Bewohner der Insel — Angriff von ihnen — Flucht — Entschluß nach Timor zu fahren — Sturm — Regen — Fidschi-Inseln — neue Hebriden — Hunger — Wolkenbrüche — Schmälerung der Mahlzeiten — Tölpel — Felsenriff vor Neu-Holland — Landung auf einer Insel — Austern — Erquickung — Absegelung — Landung auf einer andern Insel — Absegelung von Neu-Holland's Küsten — Schläfrigkeit — Sinken der Denkkräfte — Erblickung von Timor — Küstenfahrt — Eingeborne — Landung in Kupang — elender Zustand — herrliche Aufnahme — Rückkehr nach England. . . . . S. 238

## Anhang.

Bemerkungen über die kleinen Sunda-Inseln, die Molukken und Philippinen. Timor — Flores — Tsindana — Barchewitz auf Leti — Sumbawa — feuerspeiender Berg — Lambok — Bali — Menschenopfer — Banda-Inseln — Muskatennüsse — Amboina-Gruppe — Gewürznäglein — Buro — Ceram — Europäer auf Amboina — der Naturforscher Rumph — das Kuskusthier — Börsenkrabbe — Molukken — Dschilolo — Ternate — Entdeckung der Molukken — Philippinen — Magellan's Tod — Luzon — feuerspeiender Berg — Stadt Manilla — die Tagaler — Spanier als Herren — ihre schlechte Verwaltung — Geistliche — Seeräubereien — Suluh-Inseln — die gangbarsten Lebensmittel auf den ostindischen Inseln — früherer Handel darauf. . . . . . . . . . . . . . . . S. 261

IV. Turner's Reise in Butan und Tibet. . . . . . . . . . . S. 287

Einleitung. Reich Assem — Lackschildlaus — frühere Nachrichten über Tibet. . . . . . . . . . S. 289

## Erste Fahrt.

Von Calcutta bis Tassisudon. Ankunft in Rungpore — Bauart der Häuser — Kinderverkauf — butansche Wohnung — Feste Buradevar — Bedeutung des Namens — Tangun — Aufnahme in Buradevar — Wallfahrt nach einem Berg — Weiterreise über Berge — Grenzpostwärter — Zimmetbaum — zerstörender Wind — Luftbrücken — Kettenbrücke — Hochgegenden — Tassisudon — Audienz beim Rajah — Bewirthung — Schärpenschenkung — Einladung zu des Rajah Tisch — Einfachheit und Milde — 1500 Geistliche in einer Behausung — ihr Wesen und ihre Kleidung — Bauart des Klosters — ein andres Kloster — Papier — Aufstand — butansche Kriegskunst — Reise nach Wandipore — Lustfahrt nach Punukka — böser Zustand eines

butanischen Arztes — Landhaus — des Rajah Pilgerfahrt — Stiergefecht. . . . . . . . . . . . . S. 250

## Zweite Fahrt.

Von Tassisudon nach Tischu lumbu, nebst der Rückkehr nach Calcutta. Mönchswesen in Butan — Kloster Paro — Gränze — Kirchhof — Moschusthier — Gebetmaschinen — Eselpferde — Beschaffenheit der Gegend — Wohnungen — Pocken — Ihansu — Tischu lumbu — Reise des Tischulama nach Peking — Audienz — Mundschenk — Ortsveränderung des jungen Lama — Pracht des Regenten — 2500 Geistliche vereint — Prachtgrabmal — der Pilger Pranpori — Lage von Tischu lumbu — Aussicht — Schärfe der Luft — Fleisch durch Frost gekocht — Schafe — Baranken — Gottesverehrung — zwei Glaubensparteien — Leichenbestattung — Abreise — Bettler — Schlittschuhlaufen — Terpaling — junger Lama — seine Aeltern — Vielmännerei — schöne Ziegen — Borax — Lassa — Putala — eine Priesterin. . . . . . . . . . . . S. 333

# I.

## Des brittischen Gesandten, Michael Symes Reise ins Reich Burmhan,

nebst

einigen Blicken in die übrigen Staaten Hinterindien's.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

# Einleitung.

Der Südosten Asien's enthält die großen Länder, welche man mit dem gemeinsamen Namen Ostindien bezeichnet, also die Länder, welche schon ein Gegenstand der Wünsche der Alten waren, welche ein Alexander der Große zu erobern strebte, und wohin Vasco de Gama einen Seeweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung fand. Das ganze Land Ostindien ist natürlich in 3 große Massen gesondert, in 2 große Halbinseln und eine große Inselgruppe. Die beiden Halbinseln sind durch den bengalischen Meerbusen getrennt und führen gemeinhin die Namen Vorder- und Hinterindien, oder von dem Fluß Ganges, der sich in die Nordspitze des bengalischen Meerbusens ergießt, die Namen Indien dießseit, und jenseit des Ganges. Ersteres liegt am westlichsten, letzteres süd-östlicher; und südöstlich von diesem befindet sich die indische Inselwelt, aus großen und kleinern Inseln zusammengefügt. In Vorderindien besitzen die Engländer große Länderstrecken, Hinterindien hat größten Theils seine eignen Fürsten; und die Inseln sind theils heimischen, theils europäischen Mächten unterworfen.

Die Reiche, welche sich in Hinterindien befinden, waren nicht zu allen Zeiten dieselben. Haben sich doch in Europa, wo Alles fester und bleibender ist, indem statt Willkür größten Theils das Gesetz herrscht, haben sich doch in diesem Erdtheile oft in einem Jahrzehend die Reiche gewaltig geändert, wie sollte dieß anders in Hinterindien sein, wo natürlich eben so viele Empörungen vorkommen, als es Gewaltherrscher und Willkürshandhaber gibt. Große Reiche zerfallen hier, kleine erheben sich; aus dem Feldherrn wird ein Thronräuber, aus diesem ein Blutsauger, dem irgend ein andrer den Zepter mit demselben Recht entreißt, mit dem er ihn in Händen hat. So wuchs am Euphrat aus dem alt-assyrischen Reiche ein babylonisches hervor, aus diesem ein medisches, aus diesem ein persisches; so entstand nach manchen blutigen Kriegen in dem Westen Hinterindiens aus den ältern Reichen Pegu und Ava das Burmhanische. So weit unsere Kunde geht, ist das Reich noch im gegenwärtigen Augenblick eines der vorzüglichsten in Hinterindien. Die, welche außerdem noch Bedeutung auf dieser Halbinsel haben, sind Siam, Laos, Kombodja, Kochinchina, Tunkin und Assem. Die Kunde, welche wir von allen diesen Reichen haben, ist gering und doch nehmen sie eine der anziehendsten Gegenden Asien's ein, die sich vor den andern durch Fülle und

Reichthum aller Art auszeichnet. Die meisten Nachrichten, die wir von diesen Ländern besitzen, stammen aus frühern Jahrhunderten, und sind einerseits veraltet, andrerseits unvollkommen und durch Uebertreibungen und Mährchen entstellt. Es ist auffallend, daß die Engländer, sie die Länderspäher der neuern Zeit, so wenig Aufmerksamkeit dieser Halbinsel geschenkt haben. Wahrscheinlich beschäftigen sie ihre Besitzungen in Vorderindien schon so sehr, daß sie an entlegene Erweiterungen derselben, zumal in einem Lande, das schon ausgebildete Staaten hat, nicht denken mögen. Nur Gesandte schicken sie bisweilen des Handels wegen an diesen oder jenen Hof. In dieser Eigenschaft ging auch Michael Symes im Jahr 1795 ins Reich Burmhan, so wie ein Jahr später Hiram Cox eben dahin. Beide haben ihre Reisen beschrieben. Obgleich nun die des Letztern um ein Jahr neuer ist, und überhaupt die neueste in dieß Land, so haben wir doch bei unserer Bearbeitung die Reise des Erstern zum Grunde gelegt, da sie vor dieser außerordentliche Vorzüge hat. Symes ist erst der eigentliche Beschreiber des Burmhanischen Reiches. Alle Nachrichten, die wir vor ihm über dieß Land besaßen, sind sehr unvollkommen; doch werden wir sie nicht unbenutzt lassen.

Die erste Kunde von den Ländern, die jetzt das Burmhanische Reich ausmachen, erhielten die Euro-

păer im 15ten Jahrhundert, durch Nicolo di Conti, der sich 25 Jahr in Persien, Indien und China aufhielt. Er beschreibt schon den Fluß Irawaddi, die damalige Hauptstadt Ava und den Hafen Tenasserim. Ein Menschenalter später, nämlich 1496 reiste ein anderer Italiener, Hieronymus de Santo Stephano nach der Stadt Pegu und verweilte dort 1½ Jahr. Diese Leute suchten und fanden hier Rubine.

Von den Entdeckern des Seeweges nach Ostindien, von den Portugiesen, war Eduard Barbessa der erste, der Nachrichten über Pegu und Ava mittheilte. Besonders traten die Portugiesen nach der Eroberung Malakka's (1511) in Handelsverkehr mit beiden Staaten. Von Rom aus gingen auch Heidenbekehrer nach Pegu, haben aber eben so wenig in ihrem Amte ausgerichtet, als sie uns über das Land belehrten.

Hr. Symes war der 3te Gesandte, den die englisch-ostindische Handelsgesellschaft an den Herrscher von Burmhan abschickte. Die Veranlassung gab Folgendes. Die Gränzen zwischen dem Burmhanischen Arracan und dem englischen Islamabad bestehen in dicht verwachsenen Waldungen und Wildnissen, die von vielen Gewässern durchschnitten sind, und nur von Elephantenjägern bisweilen besucht werden. Häufiger hausen hier Räuber. Dieß war

besonders 1783 der Fall, als die Burmhaner sich der Stadt Arracan *) bemächtigt hatten. Viele Unzufriedne hatten hier ihren Aufenthalt, sie plünderten burmhanische Unterthanen aus und flüchteten sich damit auf das englische Gebiet. Dieß reizte den König von Burmhan so sehr, daß er einem seiner Feldherren befahl, mit 5000 Mann ins englische Gebiet zu rücken und die Räuber lebendig oder todt ihm zu bringen. Die Engländer wunderten sich über diese natürliche Kühnheit, zogen augenblicklich Streitkräfte zusammen, machten aber zugleich Vorstellungen bei dem Heerführer, worauf sich der nach Arracan zurückzog. Die Räuber wurden von den Engländern aufgesucht, ihres Verbrechens überwiesen und den Burmhanen überliefert. Die nähern Unterhandlungen mit dem burmhanischen Heerführer brachten die Engländer auf den Gedanken, obgleich die zwei ersten Gesandtschaftsreisen nicht besondern Erfolg gehabt hatten, wieder einen Gesandten an den Beherrscher von Burmhan zu senden. Die Sache schien um so wichtiger, da man aus diesem Reiche das

---

*) Die Küste von Arracan ist stürmisch und bringt manchem Schiffe den Untergang. Im Jahre 1795 strandete hier das Schiff Juno mit 72 Mann am Bord. Nur 14 Personen wurden davon gerettet, nachdem sie 23 Tage ohne Lebensmittel auf dem Wracke herum geschwommen waren. Der Lieutenant Mackay hat diese Schiffbruchsgeschichte näher beschrieben.

nächste und beste Schiffsbauholz haben konnte, und bisher die englischen Kaufleute in Burmhan manchen Unterdrückungen ausgesetzt waren. Der Major Michael Symes ward zum Gesandten ernannt und gab 1800 seine Reise in London heraus. Sie fand einen solchen Beifall, daß einige Monate nach ihrem Erscheinen eine 2te Auflage nothwendig und sie bald in mehrere Sprachen übersetzt ward.

# Erste Fahrt.

## Von Calcutta bis Rangoon.

Den 21sten Februar 1795 begab ich mich zu Calcutta *) an Bord des Seepferdes, eines kleinen bewaffneten Schiffes, geführt von dem Schiffshauptmann Thomas. Meine Begleiter waren der Schreiber Wood, der Arzt Buchanan, 14 indische Soldaten mit 2 Unteroffizieren, als Leibwache, ein indischer Gelehrter, ein mahomedanischer Dolmetscher, und eine Anzahl von andern diensthuenden Leuten. Die ganze Schiffsgesellschaft belief sich auf 70 Mann. Wir richteten unsern Lauf auf die Andaman-Inseln, und erblickten den 4ten März die davor liegenden Kokosinseln. Diese kleinen morastigen Inseln bilden eine Verbindung zwischen dem Vorgebirge Negrais und den Andamanen: so wie wieder die Nicobaren eine Verbindung zwischen letztern und der Insel Sumatra. Die Kokosinseln haben ihren Namen von den vielen darauf wachsenden Kokosnüssen. Sie sind unbewohnt und wasserlos. Auf einer sa-

*) Dieß ist die Hauptstadt des brittischen Ostindiens; wir werden späterhin sie näher kennen lernen.

hen wir die Ueberbleibsel eines Hauses, das ein Abenteurer aus Madras *) errichtet hatte, um hier Kokosöl zu bereiten. Das Unternehmen scheiterte, ein Theil der Leute starb und die andern verließen die Insel wieder. Den 5ten landeten wir bei der Insel Groß-Andaman und wurden von den Befehlshabern der dortigen Niederlassung, die auf einer Insel in dem Meerbusen Cornwallis sich befindet, recht gastfreundschaftlich aufgenommen. Im Jahr 1791 siedelten sich die Engländer zuerst auf den Andamanen an, und zwar am Südende der Halbinsel, die durch 2 Kanäle in 3 Inseln getrennt ist. Ein paar Jahre darauf ward auf Anrathen des Admiral Cornwallis die Niederlassung an ihren jetzigen Ort verlegt. Sie wurde einerseits gegründet, um für die Kriegsschiffe in hiesiger Gegend bei anhaltenden Nordoststürmen einen sichern Hafen zu besitzen, andrerseits, um für Verbrecher im englischen Ostindien einen Verwahrungsort zu haben. Wenn es wahr ist, daß der berühmte alte Weltkundner Ptolemäus (geb. 70 Jahr nach Christus) die Andamanen unter dem Namen die Glücksinseln gekannt hat, so muß man sagen, daß jetzt diese Inseln den Namen nicht vorzugsweise verdienen. Wenigstens

*) Eine berühmte Handelsstadt im englischen Ostindien, in Vorderindien gerade westlich von den Andamanen gelegen.

paßt er noch nicht auf die englische Niederlassung, deren Boden der Bearbeitung nicht günstig zu sein scheinet, und die den ungestümen Winden schrecklich ausgesetzt ist. — Die ganze Niederlassung bestand aus 700 Mann, die ziemlich bequem wohnten und eine herrliche Aussicht auf den Busen von Cornwallis hatten.

Was nur je von wilder Lebensart geschrieben ist, paßt auf die Urbewohner Andaman's. Sie sollen 2 bis 3000 Seelen ausmachen und längs den Küsten umherziehen, ohne sich in die Wälder zu begeben, weil sie darin keine Nahrung finden. Sie leben von Fischen und von Seevögeln. Selten ist ein Andaman über 5 Fuß hoch, alle haben dünne Glieder, hängende Bäuche, hohe Schultern, große Köpfe, wolliges Haar, platte Nasen, dicke Lippen, kleine rothe Augen, eine dunkelschwarze Haut und gleichen in Allem den Negern Afrika's. In ihren Gesichtszügen liest man Wildheit und Hunger. Sie gehen ganz nackt. Zwei junge Weiber, die man durch Fische an sich lockte und fing, ließen sich wohl Kleider anziehen, warfen dieselben aber bald wieder als eine unbequeme Last von sich. Ob man sie gleich mit großer Güte behandelte, verloren sie doch nie die Furcht. Sie richteten sich so ein, daß nie beide zugleich schliefen; eine bewachte stets die andre. Sie schienen sich zuletzt in der neuen Lage zu ge-

fallen, plauderten dreist, ergötzten sich an manchen europäischen Sachen, z. B. an Spiegeln, sangen bald in klagenden, bald in freudigen Tönen, tanzten auch, labten sich an Reiß, an Fischen und Zucker, verachteten aber alle geistige Getränke. Sie gediehen, und gewannen auch mit der Zeit ein besseres Aussehen, allein die Sklaverei war ihnen dennoch drückend und sie versuchten ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Mitten in der Nacht schlichen sie sich von dem Schiffe, worauf sie waren, sprangen ins Meer und schwammen ans Land. Ein ander Mal zogen 2 englische Fischer eine Frau durch Nahrungsmittel in ihre Nähe und hielten sie fest. Sie fing fürchterlich zu schreien an, es kamen einige Andamanen herbei, tödteten die Fischer und entstellten deren Körper. — Aber welche Vorstellungen mögen sich die Andamanen von uns auch machen, die wir mit einem Male uns in ein Gebiet angesiedelt, das ihnen sonst allein gehörte?

Alles, was die Andamanen um und an sich haben, zeugt von dem niedern Stande ihrer Bildung. Ihr Bogen ist 4 bis 5 Fuß lang, die Sehne daran aus Holzfasern, oder Bambussplittern; die Pfeile sind aus Rohr gearbeitet und mit Gräten oder Holzspitzen versehen. Außer Bogen und Pfeil führen sie einen spitzen Speer aus hartem Holz, und einen Schild aus Rinde. Sie sind im Gebrauch ih-

rer Waffen geübt. Beim Fischfange bedienen sie sich außer einem Stechwerkzeuge eines kleinen Netzhamens, der aus Holzfasern gestrickt ist. Weidenkörbe dienen als Behältnisse. Die Fische braten die Andamanen beim Feuer, und sie machen die gemeinste Nahrung aus. Eidechsen, Ratzen, Schlangen und andres Gethier wird nicht verachtet. Im Innern der Insel hält sich eine kleine Art Schweine auf. Wer davon eins erlegt, bewahrt als Zierde und Ehrenzeichen die Haut und die Zähne sorgfältig auf. Auf dem Wasser fahren die Andamanen theils in hohlen Baumstämmen, theils auf Bambusflößen, die sie mit Rudern lenken. Ihre Hütten bestehen aus 4 Pfählen, die oben zusammenlaufen und mit Zweigen durchflochten sind. An einer Seite ist das Einkriechloch. In den Hütten dienen Blätter zum Lager.

Weil die armen Andamanen sehr von den Fliegen und Mücken an den Küsten in dem heißen Erdstrich geplagt werden, so bestreichen sie sich alle Morgen den Leib mit Schlamm, den die Sonne zu einem harten, aber auch beschwerlichen Panzer dörrt, der gegen Abend mehr oder weniger abgefallen ist, und des Nachts auf dem Laublager gewöhnlich sich vollends abreibt. Denkt man sich zu diesem Erdpanzer ein krauses, mit Ocker gefärbtes Haupthaar, so hat man kein liebliches Bild von den Bewohnern der von den Alten benannten Glücksinseln.

Die Erzeugnisse der Inseln aus dem Thier- und Pflanzenreich sind nicht bedeutend; freilich hat man die dicken Wälder noch nicht durchspäht. Eine Feigenart (ficus religiosa) wächst darin, und dient den Eingebornen zur Nahrung. Mandel- und Oelbäume sollen gleichfalls vorkommen. Die Holzarten sind noch wenig untersucht, doch befindet sich darunter der Eisenbaum und das Mahagonyholz. Die Kokosnuß, die auf den Kokosinseln so häufig ist, wächst hier nicht. An Fischen herrscht großer Reichthum, besonders findet man Barben, Kabeljaue und Glattrochen. Austern, und allerlei andre Arten Seethiere sind in großer Fülle vorhanden. Schlangen und Skorpione fehlen nicht. Oft wurden die Neubauer bei Urbarmachung des Bodens davon verwundet, doch ohne Todesgefahr. Sie gebrauchten Opium dagegen. Ob Affen in den Wäldern sich aufhalten, ist noch nicht gewiß; aber Ratten, Schweine und die ägyptische Pharaos-Maus (Ichneumon) kommen vor. Unter den Vögeln sind Tauben, Papagaien, und indische Krähen am häufigsten. An den Felsenklüften nistet die berühmte Salangane.

„Die Salangane (mit Unrecht eßbare Schwalbe — hirundo esculenta — genannt), ist ein kleiner unbedeutender Vogel an sich, liefert aber Nester, die einen der wichtigsten Gegenstände Indien's ausmachen. Die Salangane ist kaum 4½ Zoll lang, hat

einen platten Kopf, gleich der Nachtschwalbe, und einen großen Mund. Zehn Stück sollen nur 2 bis 3 Unzen wiegen. Der Farbe und der Form nach ist die Salagane unsern Schwalben verwandt; der Rükken ist schwarz, ins Graue oder ins Grüne spielend, der Bauch mausefarben. Die Zunge ist pfeilförmig gespitzt, die Oberschenkel sind stark, die Unterschenkel schwach befiedert und die Zehen mit einer glänzend schwarzen, harten Haut und langen scharfen Klauen versehen. — Die Salangane lebt fast auf allen Inseln Ostindiens, an den Küsten Hinterindiens, in Südchina und in einigen benachbarten Ländern, aber nur höchstens einige Meilen von der Seeküste entfernt. Fast überall trachtet man den Nestern dieser Vögel nach, die jedoch in verschiednen Gegenden verschiedne Namen haben, z. B. heißen sie auf Java Lawitt. Auch weichen sie etwas in Form und Körperzeichnung, so wie in der Bauart ihrer Nester auf den einzelnen Inseln von einander ab. Man kennt jetzt schon 3 bis 4 Arten, die alle die so berühmten Nester liefern. — Sie bauen dieselben auf eine ähnliche Weise, wie unsre Schwalben, sie anklebend an ganz trockene Felsenstellen, gewöhnlich in Höhlen, unter Vorsprüngen, in Spalten und Klüften, besonders in Kalkfelsen. Unweit Batavia auf Java gibt es unter andern 2 Stellen, wo man die Salanganen in außerordentlicher Menge antrifft.

Der Stoff, woraus die Nester gebauet sind, ist sicher dem Meere entnommen, weil die Salaganen nie zu entfernt von den Meeresküsten nisten, weil sie alle Morgen ihren Flug meerwärts nehmen, und gewöhnlich erst des Nachmittags zurückkehren. In frühern Zeiten meinte man, daß der Stoff der Nester aus dem Thierreich sei und aus allerlei Insekten oder Kerfen bestände. Jetzt scheint es aber ausgemacht zu sein, daß die Nester aus Seepflanzen (gewissen Tangarten), die an sich klebrig und gallertartig sind, gewonnen werden. Besonders soll fucus bursa, der an den Küsten Ostindien's reichlich wächst, von den Salanganen dazu benutzt werden *). Ein Salanganen-Nest hat die Größe eines halben Enteneies, sieht weiß, grau, schwärzlich oder röthlich aus und besteht durch und durch aus harten Gallertmassen. Je heller und weißer die Nester sind, desto mehr werden sie geschätzt. Manche Inseln, z. B. Ternate (eine der Molucken) und Borneo liefern besonders schöne und theure Nester. Man findet sie reihenweise eins dicht neben dem andern sitzen. Jedes

---

*) Einige sind der Meinung, daß die Salanganen in sich den Nesterstoff erzeugen, so wie die Bienen den Honig. Damit stimmt die Nachricht gut überein, daß die Salangane 2 Monate zum Bau des Nestes bedarf. Würde das Nest von äußern Stoffen gebildet, so könnte der Bau nicht so lange dauern.

enthält nur 2 Eier, die in 14 Tagen ausgebrütet werden. Sobald die Jungen flügge geworden sind, ist es Zeit, die Nester zu sammeln; denn dann sind sie noch am reinsten und am kräftigsten. Späterhin verwittern sie in der Luft und werden von den flüggen Vögeln beschädigt und beschmutzt. Die Sammlung der Nester ist mit großer Gefahr verknüpft. Die meisten Nester erreicht der Sammler mit Strickleitern aus Bambusrohr. Bevor die Sammlung angeht, wird den Göttern ein Opfer gebracht. Der Vogel brütet jährlich 3 Mal. Nimmt man also jedes Mal die Nester, so kann man eine dreimalige Ernte im Jahre haben. Die Masse der gesammelten Nester ist auf einigen Inseln sehr groß. Die Salanganenfelsen werden ordentlich verpachtet. Die Pächter halten Wächter, damit kein ungebetener Gast die Nester abbricht, und auch keiner in der Nähe eine Flinte losschießt, weil das die Vögel verscheucht.

Besonders nisten die Salanganen gern in der Nähe der Landseen; wahrscheinlich weil sie Insekten aus dem süßen Wasser für sich und ihre Jungen zur Nahrung gebrauchen.

Die meisten Salanganen-Nester gehen nach China, weil die Chinesen die Schleim- und Gallertspeisen besonders lieben. Einige kommen auch nach Europa, und werden in Brühsuppen gethan. Das

Pfund kostet ungefähr 10 Thaler. Die ausgesuchten schönen weißen kosten doppelt und drei Mal so viel. Jedes Nest wiegt ½ bis ¾ Loth. Zum Handel werden die Nester in Rohrpakete gemacht. Nach China kommen so viel, daß man in Canton ganze Straßen findet, die nur von Kaufleuten bewohnt sind, die einzig und allein mit Salanganen-Nestern handeln, und in ihren Läden oft gegen 10 Leute sitzen haben, die mit dem Reinigen der Nester beschäftigt sind. Der König von Cochinchina soll außerordentliche Summen alljährlich durch diese Nester erhalten. Auf Java werden unter holländischer Hoheit jährlich 3000 Pfund gesammelt. Diese machen eine Einnahme für den Befehlshaber der Insel aus. Er erhielt dadurch im Jahr 1809 nicht weniger als 118,773 Rthlr., das folgende Jahr aber 233,911 Rthlr. und 1811 noch mehr — eine wahrhaft königliche Einnahme!" —

„Südlich von den Andamanen liegen die Nikobaren, von denen wir auch nicht mehr wissen, als von den erstern. Die nördlichste heißt Car-Nicobar, die südlichste Sambelong. Die Nikobaren haben bedeutende Wälder, Kokospalmen, eine Art Brotfruchtbaum, dessen Frucht von den Einwohnern in großen Kuchen gebacken und aufbewahrt wird. Ueberhaupt scheinen die Nikobaren reicher, als die Andamanen zu sein. Es befinden sich Ananas, Pisang,

und andre eßbare Gewächse darauf. Auf einer Insel will man auch Tiger gefunden haben. Auffallend ist es, daß die Nikobaren von schönem Wuchs sind, während die Andamanen wahrhaft häßlich aussehen. Die Nikobaren haben langes schwarzes Haar und Ebenmaß in ihren Gliedern.

Die eigenthümliche Kleidung der Nikobaren hatte sie in den Verdacht gebracht, sie seien Menschen mit Schwänzen. Sie tragen nämlich ein langes schmales Stück Tuch aus Baumfasern gemacht. Dieß binden sie um den Unterleib, und zwischen den Schenkeln nah hinten durch, so daß das eine Ende als ein Schwanz herabhängt. Sonst gehen die Männer nackt; die Frauen tragen einen kurzen Rock, vom Unterleib bis zu den Knieen hängend, aus Binsen oder Stroh geflochten. Männer und Weiber haben durchbohrte Ohrläppchen, worin große hölzerne Pflöcke, Muscheln oder andre Sachen stecken. Scherz, Tanz und Fröhlichkeit (so sagt Hamilton) ist bei den Nikobaren zu Hause. Sie essen Alles, was man ihnen anbietet, und sind dagegen auch gastfrei. Bei ihren Festen ist Schweinefleisch die Hauptsache. Dazu trinken sie Kokosmilch, und eine Art Bier aus den jungen Sprossen und Blüthen der Kokospalme gewonnen. Sie schlürfen dieß Getränk durch einen Strohhalm ein, und rauchen Tabak dazu. Gewöhnlich laben sich die Alten an Bier und Tabak, wäh-

rend die Jungen singen und springen. Zum Gesang spielen sie ein Instrument aus einem hohlen Bambusrohr, 2½ Fuß lang, 1 Zoll dick, und mit einer Schnur aus gespaltenem Rohr bespannt. Die Saite wird mit den Fingern gerissen, wie bei der Harfe.

Die Wohnungen der Nikobaren sind rund, gleich einem Bienenkorb, ohne Fenster. Sie ruhen auf 10 Fuß hohen Pfeilern und man steigt mit einer Leiter hinein, die des Abends hinauf gezogen wird. Auf Malakka und in Siam hat man der wilden Thiere wegen dieselben Wohnungen. Wahrscheinlich sind also die Nikobaren von Malakka eingewandert und haben die Wohnungen beibehalten, obgleich hier auf den meisten und vielleicht auf allen Inseln kein Tiger oder zu fürchtende Raubthiere sind. Das Dach der Wohnungen besteht aus Stroh; der Fußboden aus Bambusrohr, dessen einzelne Stücke so weit aus einander liegen, daß Luft und Licht hinein können. Die Wände sind an einzelnen Stellen zierlich ausgearbeitet und mit Fischergeräthen behängt.

Die Nikobaren treiben schon eine Art Handel mit europäischen Schiffen. Ihre Kokosnüsse gelten für die besten in Indien. Sie erhalten dafür Tabak, Rum und Zeuge. Ja sie verkaufen wieder Tuch an die Bewohner anderer kleiner Inseln und kaufen dafür Kähne von diesen. Gold und Silber ist den Nikobaren als Schmuck bekannt. Sie fischen

bisweilen grauen Ambra auf, und bringen den in den Handel. Der graue Ambra ist eine der theuersten Massen in den Arzneiläden. Die See spült ihn aus. Er wird außerordentlich seines Geruchs wegen geschätzt. Man weiß nicht gewiß, woher er kömmt. Einige muthmaßen, er bilde sich in den Eingeweiden der Pottfische aus; Andre fügen hinzu, daß er dort von dem Genuß des Tintenwurmes entstände, und noch Andre lassen ihn das Erzeugniß einer Krankheit bei dem Pottfische sein, woran derselbe stirbt. Möglicher Weise kann der Pottfisch auch ganz unschuldig bei dem Ambra sein, und wenn man derlei in ihm vorfand, diese Masse mit verschluckt haben. Auffallend ist es übrigens eben so wenig, daß im Pottfisch sich solche Massen absondern, als daß die Bienen Honig und das Moschusthier Moschus hat.

Die Nicobaren wohnen gleich den Andamanen auch nur an den Küsten, wo sie Kokospalmen ziehen. Selten findet man über 6 Häuser zusammen. Die Nikobarinnen haben beim Absterben ihres Mannes, eine schwere Pflicht zu erfüllen, sie müssen sich ein Glied eines Fingers abnehmen lassen. Ist eine zu zaghaft dazu, so wird in einen Hauspfeiler ein großer Einschnitt als Schandfleck gemacht. Auf den Tonga- oder Freundschaftinseln soll diese Sitte auch allgemein sein, und mit großer Schärfe ausgeführt werden.

Unter den Europäern waren die Dänen die ersten, die sich auf den Nikobaren niederließen und zwar im Jahr 1755; allein Krankheiten veranlaßten sie 2 Jahre später, die Siedelei aufzugeben. Elf Jahre darauf kamen von dem Festlande Ostindien's Heidenbekehrer hierher; und merkwürdig bleibt es, daß der bekannte östreichische Kaiser Joseph II. hier eine Niederlassung versuchte. Die Inseln haben eine wichtige Lage für den Handel mit Hinterindien und China; doch scheinen sich größern europäischen Niederlassungen Schwierigkeiten darzubieten.

Westlich von den Andamanen- und Nikobaren-Inseln läuft an den Küsten von Malakka eine bedeutende Insel-Gruppe herunter, die Mergui-Inseln genannt. Es sind ihrer über 80, kleinere und größere, die größte 6 deutsche Meilen lang und 4 Meilen breit. Manche sind flach, manche erheben sich kegelförmig und enthalten Schiefer und Marmor. Fahrbare Gewässer trennen die einzelnen Inseln, und sind reich an Fischen und andern Seethieren. An Holz ist großer Ueberfluß, und sichere Häfen laden die Schiffe ein. Die nördlichern Inseln sind wenig bekannt. Am genauesten kennt man Junk-Seilan, das zum Reiche Siam gehört und bedeutende Zinngruben hat. Die Eingebornen graben das Erz, ansässige Chinesen schmelzen es, und das meiste Zinn wird von da aus von den Engländern verfahren,

5 bis 800 Tonnen jährlich. Die Bewohner handeln dafür indische Waaren, Stroharbeiten und breite Tücher ein. Die Menschen von Junk-Seilan scheinen eine Mischung aus malayischem, siamischem und chinesischem Blut zu sein.

Noch südlicher als Junk-Seilan liegt Pulo-Pinang, d. i., Betelnuß-Insel; die 6 bis 7 deutsche Meilen im Umfang hat, und einen hügeligen fruchtbaren Boden besitzt. Sie gewährt den Schiffen einen sichern Ankerplatz und hat herrliche Quellen und Bäche. Die Insel gehörte sonst dem Beherrscher von Queda, einem Fürsten auf der Landzunge von Malakka, der sie mittelbar an England abtrat. Die Sache ging also zu:

Der englische Schiffshauptmann Light, ein gewandter Mann, der viel unter den Malayen gelebt hatte, gut ihre Sprache redete, und unter diesem Volke beliebt war, unterstützte bei der Unterdrückung einer Empörung den Beherrscher von Queda. Aus Dankbarkeit gab ihm der Beherrscher seine Tochter zur Frau und die Insel Pulo-Pinang als Mitgift. Bald nach der Heirath (11ten August 1786) trat der Hauptmann Light seine Insel an den König von England ab, und gab ihr den Namen Prinz-Wales-Insel. Er wußte bald mit einigen tausend Menschen von allerlei Volk die Insel zu bevölkern und reichlich mit Lebensmitteln zu versorgen. Die neue

Niederlassung blühte sehr rasch auf, und es herrschte darin eine große Wohlfeilheit. Einen Stier kaufte man z. B. für 8 Rthlr. Der Beherrscher von Queda wurde bald neidisch und wiegelte, doch vergeblich, Seeräuber von Mindanao auf, die Insel anzugreifen. Für die Engländer ist sie jetzt ein wichtiger Punkt. Sie hat einen fruchtbaren Boden; ihr höchster Berg ist 2500 Fuß über dem Meere erhaben. Die Durchsichtigkeit und Leichtigkeit der Luft auf den Höhen dieser Insel ist vortrefflich; die Hitze stets gemäßigt, weßhalb diese Insel das Krankenhaus Ostindien's heißt. Eine Menge englische Familien wohnen an der Nordküste bloß zur Wiederherstellung der Gesundheit. Für diese sind Wege durch die Wälder gebahnt bis auf den höchsten Berg, den hierher gebrachte kleine Pferde von Sumatra mit Leichtigkeit erklimmen. Die Aussicht von dem Berge ist bezaubernd. Die ganze Insel, mit ihren Palmen, ihren hohen Bambus, ihren Gärten und Landhäusern liegt einem zu Füßen, umgürtet vom Meer und dem blauen Himmel. In der Meerenge fahren Schiffe und Böte aller Art. Keine Stürme, keine wüthenden Regengüsse, keine Dürren herrschen hier. Reißende Thiere waren stets der Insel fremd, die wilden Schlangen hat man jetzt vertilgt, nur große Ameisen und Ratten plagen die Bewohner, und Krokodille machen das Baden gefährlich.

Bunte, aber gesanglose Vögel beleben die Wälder *)."

Wir hielten uns 5 Tage in der neuen Siedelei auf den Andamanen-Inseln auf. Die Neuheit des Ortes, und die Gastfreundschaft seiner Bewohner machten uns unsern Aufenthalt angenehm, so daß wir gern noch einige Tage länger geblieben wären, hätte uns nicht unser Auftrag wieder in die See gerufen. Den 11ten sahen wir die Insel Narcondam, die nur aus einem kahlen Felsen besteht, der steil aus dem Meer wie ein Wachthurm in die Höhe strebt. Am 16ten erblickten wir die Einfahrt in den Fluß Rangoon (Irawaddy) und warteten 2 Tage vergeblich auf einen Lootsen. Da alle unsre Zeichen unbeantwortet blieben, so sandte ich den 2ten Offizier, Hr. Palmer in einem Boot ab, um, wenn er keinen Lootsen fände, bis zur Stadt Rangoon hinauf zu fahren. Da aber den folgenden Tag das

---

*) Im Jahr 1804 bauete man 2,000,000 Pfund Pfeffer auf dieser Insel. Muskatennüsse und Gewürznelken kommen eben so gut fort. Der Hauptort heißt Georgtown, und wird eine der wichtigsten Städte der Welt werden. Im Jahr 1805 betrug die Bevölkerung der Insel 14,000, im Jahr 1821 schon 35,000 Seelen, worunter 14,000 Malayen und 8000 Chinesen waren. Diese Insel ist jetzt der Hauptmarkt zwischen Vorderindien, Hinterindien, den Inseln Ostindien's und China. Man trifft darauf die größten Waarenniederlagen.

Wetter günstig war, so segelten wir, ohne seine Rückkehr abzuwarten, ohne Lootsen, den Fluß hinauf. Als wir zu einem kleinen Dorfe kamen, steuerte ein Boot auf uns zu, um Erkundigungen vom Schiffe einzuziehen. Es saß ein burmhanischer Officier darin, in eine schäbige baumwollene Jacke gekleidet, die mit einem Stück Seidenzeug, das bis aufs Knie hing, umwunden war. Er setzte sich ohne Weiteres auf einen Stuhl und ließ sich von einem seiner Leute Papier geben. Nun erkundigte er sich in gebrochenem Portugiesisch nach dem Namen des Schiffs, dem Ort seiner Anherkunft, nach den Waffen und Kriegsvorräthen, die es habe, nach unsern Namen und s. w. und schrieb dieß Alles auf. Darauf entfernte er sich, und in dem Augenblick kam auch Hr. Palmer mit einem Lootsen an.

Am Nachmittag des folgenden Tages kam uns eine kleine Flotte von 30 Kähnen entgegen, von denen sich 4 durch ihre Gestalt auszeichneten. Sie glichen den Staatsböten der Südseebewohner, waren lang und schmal, mit Pfauenfedern und tibetanischen Kuhschwänzen geziert. Jeder Kahn führte eine eigne Flagge, und eine lange Stange mit einer vergoldeten Kugel. Der längste Kahn war 70 Fuß lang und 8 Fuß breit. Drei Beamte kamen, um uns zu begrüßen, an Bord, und setzten sich ohne Weiteres; während ihre Begleiter einen Kreis um sie

bildeten. Der Vornehmste war der Befehlshaber von Dalla, einer Landschaft jenseit des Rangoon-Flusses, welche der Königin Mutter gehört, der andere führte den Titel des Königs Ohr und hatte in dieser Eigenschaft einen wichtigen Posten, der 3te machte einen Seri, d. h. Schreiber. Durch einen indischen Dolmetscher unterredeten wir uns eine Zeit lang, und befriedigten die Neugier unserer Begrüßer mit allgemeinen Antworten. Nach einer Stunde empfahlen sie sich, und sahen genau unser Schiff an. Nicht lange darauf ankerten wir bei der Stadt Rangoon, und begrüßten die Festung mit elf Kanonenschüssen, welche erwiedert wurden. Ich bat sogleich um die Erlaubniß zu landen, damit meine Leute sich das Essen am Lande zubereiten könnten; weil die Indier nichts genießen, was auf dem Schiffe zubereitet ist, und also auf Seereisen sich mit kalter Kost behelfen müssen; allein der Befehlshaber bat uns, die Landung bis auf den andern Tag zu verschieben, weil unsere Wohnung noch nicht eingerichtet sei.

Den folgenden Tag (den 22sten März) ging ich mit Hrn. Dr. Buchanan und mit Hrn. Wood ans Land, um unsre Wohnung zu besehen. Sie war nur ein Stockwerk hoch, 90 Fuß lang, und von Bambus- und Schilfdecken, die zwischen Pfeilern angebracht waren, nach chinesischer Art zusammengefügt.

Das Mattendach schützte gegen Sonnenschein und Regen. Eine schlechtklingende Musik, die der Befehlshaber uns zu Ehren bestellt hatte, bewillkommnete uns beim Eintritt ins Haus. Besser als die Musik war der Tanz, den einige Knaben und Mädchen dazu aufführten. — Wir wunderten uns, daß kein Hauptmann von den englischen Handelsschiffen, die im Hafen vor Anker lagen, uns begrüßte, erfuhren aber hernach, daß ihnen dieß verboten sei. Den 23sten begab ich mich mit unserm Schiffshauptmann in unser Haus, vor dem sich eine neugierige Menge des untern Volkes befand. Bald nach unsrer Ankunft brachte man uns verschiedene Körbe mit Wildpret, Enten, Hühnern, Brot und Wurzeln, nebst einem Gruß vom Befehlshaber. Die Musikanten zerrissen wieder unser Ohr. Den Nachmittag besuchte uns der 2te Befehlshaber von Rangoon, Baba-Schihn, ein Armenier der Geburt, ein Christ dem Glauben nach. Ich machte ihm eine Erklärung über meine Sendung, und äußerte mein Befremden über das Mißtrauen gegen mich, welches sich durch das Besuchsverbot bei den englischen Schiffshauptleuten zeige, was er indeß mit Landessitte zu entschuldigen suchte. Am andern Tage erlebten wir einen neuen Beweis des Mißtrauens, indem wir bemerkten, daß uns am Lande stets 3 bis 4 Mann burmhanische Wachen folgten. Mit Lebensmitteln ver-

sorgte man uns nach asiatischer Weise reichlich, und wollte keine Bezahlung annehmen; aber Keiner durfte in die Stadt, kein Boot kam zu uns, und selbst durften unsere Leute ohne Wache kein Wasser aus einem benachbarten Brunnen holen.

Den 26sten ging ich mit Dr. Buchanan etwas in den Reißfeldern umher, und wir kamen zu dem Orte, an welchem man die Todten verbrennt. Als wir eben dabei die Ueberreste eines alten Tempels untersuchten, erfuhren wir, daß Baba-Schihn in unserm Hause uns erwarte. Wir kehrten deßhalb zurück, und er sagte uns, daß der Oberstatthalter von Pegu bereit wäre, uns zu empfangen und daß er in 3 Tagen die nöthigen Fahrzeuge zur Reise dahin für uns besorgen werde. Noch an demselben Tage kam auch der erste Befehlshaber von Rangoon zu uns, der sich bisher mit Unpäßlichkeit hatte entschuldigen lassen. Er schien ungefähr 60 Jahr alt zu sein und trug ein Kriegsgewand, — einen Rock von feinem europäischen Tuch, mit goldenen spitzen Knöpfen, um den Leib ein Stück gegittertes einheimisches Seidenzeug und ein Schwert, an den Füßen Sandalen. Acht mit Säbeln bewaffnete Leute begleiteten ihn, der eine trug ein bemaltes Kästchen mit Betel- und Arekanuß, ein andrer Schreibstoffe, ein dritter eine Wasserflasche, mit einem goldnen Schälchen bedeckt. Er erzählte ohne

lange Begrüßung *), daß er hätte das Heer befehligt, welches ins englische Gebiet eingefallen sei, und lobte sehr den Befehlshaber der englischen Soldaten, den General Erskine. Wir zeigten ihm alle Geschenke für den Oberbefehlshaber in Pegu. In Absicht meiner Reise nach Pegu erklärte ich aber, daß ich nicht gesonnen sei, sie zu machen, sondern zurück zu kehren gedenke, da ich einer Bewachung hier unterworfen sei. Nach langem Widerstreben stellte man endlich (den 24sten) die chinesische Maßregel ein, die Schiffshauptleute durften mich besuchen, die Wachen verschwanden, und wir konnten ungehindert überall hingehen. Denselben Tag sandte ich noch Hrn. Wood nach Pegu ab, und den 31sten (März) trat ich selbst die Reise dahin an.

Allmälig ward mir auch der Grund des Mißtrauens klar, das die Burmhaner gegen uns zeigten. Die Burmhaner haben nämlich des Handels wegen, Leute aus allerlei Völkern bei sich — Perser, Armenier, Araber, Portugiesen, wovon viele sich zu Staatsämtern emporgearbeitet haben, wie ich schon von Baba-Schihn bemerkte. Diese Leute, die selbst größten Theils unwissend waren, fürchteten sich vor dem Einfluß der Engländer, und such-

*) Es ist auffallend, daß die Burmhaner, die so viele chinesische Gebräuche haben, in Absicht der Begrüßung so sehr von denselben abweichen. Sie lieben das Einfache.

ten uns deßhalb überall verdächtig zu machen. Ja sie verbreiteten eine Prophezeiung, die Britten würden in Jahresfrist Herren von Rangoon sein. Nur mein entschiedenes Wesen schlug alle diese Ränke nieder.

---

## Zweite Fahrt.

### Von Rangoon bis Pegu, hin und zurück.

Die 3 Böte, worauf wir die Reise nach Pegu machten, waren nach burmhanischen Begriffen sehr bequem. Das meinige hatte 3 Zimmer, mit feinen Matten belegt und mit Kattun ausgeschlagen. Die Decke aber war so niedrig, daß ich in keinem Zimmer stehen konnte. Zwölf Ruderer bewegten das Boot. Zwei burmhanische Kriegsböte begleiteten uns als Ehrenschiffe. Das Land, wodurch wir fuhren, war flach und fruchtbar. Es verrieth Spuren ehemaliger Bebautheit; aber wir sahen weder Wohnungen noch Menschen. Fußtritte von wilden Elephanten, wilden Schweinen und Hirschen, so wie die Ueberbleibsel von zwei Antilopen, welche von Tigern halb verzehrt waren, fanden wir. Die großen Kriege, wodurch Pegu dem burmhanischen Reiche unterworfen ward, haben diese Gegenden sehr entvölkert.

Besser herauf aber waren die Ufer mit zahlreichen Dörfern bedeckt. Nachdem wir ungefähr 12 bis 13 deutsche Meilen zu Wasser zurückgelegt hatten, erblickten wir Pegu, das in grader Richtung nicht 8 Meilen von Rangoon entfernt liegt. Wir wurden von Baba-Schihn, der mit Wood vorangereist war, freundlich empfangen und in ein für uns bereitetes Haus geführt, worin außer den kleinen Schlafgemächern für jeden einzelnen, ein Besuchzimmer sich befand. Für unsre Bedienten waren Hütten errichtet. Ein Bambuszaun umgab das Ganze. Bald erschienen 2 Beamte von Seiten des Oberbefehlshabers, um uns zu bewillkommnen. Den folgenden Tag machten der Unterbefehlshaber und der Staatsschreiber (Seri-dogi) uns ihre Aufwartung und ersterer lud uns ein zu den Neujahrfestlichkeiten. Baba-Schihn holte uns den folgenden Tag dazu ab. Wir ritten auf kleinen Pferden zu einem Tempel hin, und blieben dort, um einen Feierzug abzuwarten, der auch bald erschien. Voran gingen langsam und feierlich die Garden des Oberbefehlshabers; etwa 600 Mann, schlecht bewaffnet und bekleidet. Einige hatten unbrauchbare Feuergewehre, andre Säbel, andre Spieße. Manche gingen halb nackt, manche trugen Sammet- oder Tuchröcke, kurz, lang, ganz und zerrissen, und von allen Farben und Formen. Einige hatten breite holländische Hüte auf, andere Käpsel, andre Drei-

master mit Tressen besetzt. Man glaubte hier eine ausgeräumte Trödelbude zu sehen. Die Officiere waren Christen von portugiesischer Abkunft, unterschieden sich aber wenig von den Gemeinen. Dieser Garde folgten die 3 Kinder des Oberbefehlshabers, von Männern auf den Schultern getragen; dahinter kam der Oberbefehlshaber, auf einem schönen Elephanten, den er selbst lenkte. Er trug einen dunklen Sammetrock mit langen Aermeln und mit goldnen Tressen, und eine reich gestickte Sammetmütze. Eine Menge Elephanten folgte ihm zur Zierde. Bei den Stufen des Tempels kniecte sein Elephant nieder, er stieg ab, ging die Stufen hinauf, zog seine Schuhe aus, und ging ohne Sonnenschirm um den Tempel herum, damit er dem heiligen Ort seine Ehrfurcht bezeige. Dann begab er sich zu dem Festplatz, der mit oben bedeckten Gängen umgeben war. Unter einer Halle stand für ihn und die Seinigen ein erhabener Sitz mit einem Tuchhimmel versehen. Daneben befanden sich Bänke für seine Umgebungen. Auf der linken Seite war ein ähnliches Gerüst für den Oberbefehlshaber von Martaban, welcher grade hier durchreiste. Für uns waren Sitze ohne Thronhimmel eingerichtet. Die Belustigungen bestanden im Ringen und Boxen. Je zwei und zwei traten vor, und rangen und boxten so lange, bis Blut floß, oder bis der Oberbefehlsaber ein Zeichen zum

Aufhören gab. Die abtretenden Kämpfer krochen zu den Füßen des Oberbefehlshabers und wurden dort mit einem Stück Baumwollenzeug behängt; womit sie wegkrochen. Nach drei Stunden waren die Kämpfe beendigt und wir wurden mit Thee und Backwerk bewirthet. Den folgenden Tag lud uns der Oberbefehlshaber (Maywuhn) zu sich ein. Wir zogen feierlich dorthin. Voran gingen unsre Bedienten, dann 6 Burmhaner, welche die Geschenke trugen, und den Beschluß machten wir zu Pferde. In einem Saale, worin mehrere Leute mit untergeschlagenen Beinen saßen, erwarteten wir den Maywuhn auf Teppichen sitzend, und vor uns die Geschenke gestellt. Wir verneigten uns bei seinem Eintritt, baten ihn um die Annahme der Geschenke, und überreichten ein Schreiben von dem Oberbefehlshaber Ostindien's. Er lud uns darauf zu einem Feuerwerk am folgenden Tage ein, und ließ uns, nachdem er sich empfohlen hatte, mit Thee und Zuckerwerk bewirthen. Darauf führte Baba-Schihn uns auf einen Balkon, von wo aus wir die verschiednen Feuerwerkgesellschaften sehen konnten. Es ist nämlich im Burmhanischen Reiche die Sitte, daß die einzelnen Landschaften zu Festlichkeiten Leute in die Hauptstadt schicken. Die Landschaften wetteifern dabei. Am Abend zogen die landschaftlichen Chöre vor dem Maywuhn, in einer feierlichen Folge vorüber. Vor

jeder Gesellschaft fuhr ein Wagen von 4 Büffeln gezogen, und mit Pfauenfedern und tibetanischen Kuhschwänzen reichlich verziert. Auf dem Wagen lagen die Feuerwerke. Männer folgten, tanzend und schreiend, dem Wagen, die Weiber bildeten die Nachhut, sie sangen und schlugen mit den Händen den Takt dazu. Sie waren 16 bis 20 Jahr alt, und schienen von bejahrten Frauen geführt zu werden.

„Die angeführten tibetanischen Kuhschwänze gehören zu den größten Zierathen Asien's, und waren schon bei den Alten bekannt und beliebt. Sie gleichen den Pferdeschwänzen, sind aber seidenartig. Der Ochse, der eine solche Zierde trägt, wohnt vorzüglich in Tibet, und heißt der Seidenschwanz-Ochse (bos grunniens, cauda undique jubata). Es gibt mehrere Arten davon. Die, welche nach dem russischen Asien hin wohnen, scheinen ohne Hörner zu sein, die aber, welche südlicher nach Indien hin sich aufhalten, haben gekrümmte Hörner. Sie werden so groß als unsre Kühe, haben einen Kopf wie die Schweizerkühe, einen Höcker auf dem Widerrust und sehen deßhalb sehr kurzbeinig aus, weil der seidenartige Pelz tief herunter hängt. An dem Vorderkopf und am Höcker sind die Haare schön gekräuselt, an den Seiten wallen sie wogend herab. Die Seidenschwanzochsen haben kleine Ohren, eine zarte Nase, große hervorquellende Augen. Der be-

rühmte Schweif dieser Thiere besteht oft aus 6 Fuß langen Haaren, und wird am höchsten geschätzt, wenn er ganz weiß ist. Es kommt nicht selten vor, daß dunkel gefärbte schwarze Ochsen weiße Nacken-, Rücken- und Schweifhaare haben. Von der grunzenden Stimme, die wie das Knurren des Schweines klingt, heißt der Ochse auch der grunzende. Das Männchen grunzt weniger, als das Weibchen, und ist von störrischem wilden Wesen. Dieß Thier lebt in den kältesten Gegenden Tibet's, auf dem Hochgebirge von kurzem Grase wild und gezähmt. Die in Tibet wandernden Tartaren besitzen oft eine große Anzahl davon, und benutzen sie zu ihrer Haushaltung. Im Sommer halten sie sich mit ihnen auf den Höhen, im Winter in den Thälern auf. Sie benutzen dieselben als Lastenträger und als Milchkühe. Die Butter, welche aus der Milch bereitet wird, soll einen besonders guten Geschmack haben, und hält sich, in Blasen oder Häuten aufbewahrt, lange Zeit gut. Aus den Haar verfertigen die Tartaren ihre Zelte und Stricke, aus den Häuten ihre Mützen und Kleider. Die Schweife machen einen besondern Handelsgegenstand aus. Sie werden, mit silbernen Griffen versehen, als Fliegenwedel gebraucht. Solche Fliegenwedel sind in Ostindien sehr gewöhnlich. Auch die Ohren der Elephanten, die Schiffe und andre Gegenstände werden damit geziert. Die

Chinesen pflegen sie roth zu färben, und ihre Mützen damit zu schmücken. Der römische Naturforscher Aelian, der dieß Thier nur vom Hören sagen kannte, erzählt von ihm, daß es sich, sobald Jäger es verfolgten, so verstecke, daß es seinen Schweif verberge, weil es wisse, daß man deßhalb es besonders verfolge, und beschreibt es als ein muthloses Thier, was es durchaus nicht ist. Andre erzählen von ihm, daß es, gleich den Truthühnern, die rothe Farbe verabscheue, und bei deren Anblick sogar zu zittern anfange.“ —

Den andern Morgen begaben wir uns auf eine Ebne vor der Stadt, wo die Feuerwerke sollten abgebrannt werden. Für uns war eine besondre Hütte dort errichtet, so wie für den Oberbefehlshaber und seinen Amtsgenossen aus Martaban. Viele tausend Zuschauer belebten den Platz. Die landschaftlichen Chöre oder Haufen brannten nach einander ihre Feuerwerke ab, größten Theils bloß Raketen, aber von ausgezeichneter Schönheit. Sie waren in hohlen Bäumen, von 8 Fuß Länge und 2 bis 3 Fuß Umfang, alle an lange Bambusröhre befestigt. Sie stiegen sehr hoch, und spielten im Fallen mit herrlichen Feuerströmen. Leider störte das Tageslicht die eigentliche Wirkung; allein aus Vorsicht wählte man die Tageszeit, und doch ward ein Mann auf der Stelle durch eine Rakete getödtet. Nach Abbrennung

sämmtlicher Feuerwerke tanzten die Chöre mit Sang und Klang vor uns vorbei. Am meisten fiel uns bei diesem Schauspiele die ruhige stille Haltung des Volks auf. Hier war kein Toben, Stoßen, Schimpfen, Schreien, Schlagen und Unruhestiften, wie in England bei ähnlichen Gelegenheiten *). Eben so eine große Bescheidenheit verbunden mit Offenheit zeigte sich bei den vielen Leuten, die uns besuchten.

Der Maywuhn benahm sich fortwährend gut gegen uns. Er versorgte unsre Leute mit Reiß, Oel, Tamarinden und Gewürzen, und mich beschenkte er täglich mit Blumen und Früchten. Da die Ostindier zu ihrer Nahrung nur wilde Thiere tödten dürfen, so schickte er mir Fleisch, aber meine Leute kauften täglich Hühner, Ziegen, Lämmer und wilde Antilopen. Erstere schlachteten wir um keinen Anstoß zu geben, immer in der Nacht. Zu meiner Bequemlichkeit schickte mit der Oberbefehlshaber 2 Pferde und 2 Reitknechte. Es ward in unserm Hof ein Stall dafür errichtet.

Den 10ten April lud uns der Maywuhn zu einem Schauspiele in seine Wohnung ein. Die Bühne war auf dem Hofe, und mit Fackeln und Lampen schön erleuchtet. Der Maywuhn saß mit seiner Ge=

---

*) Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht. Ob aber die Engländer würden eine so große Seemacht haben, wenn sie so ruhig Feuerwerk mit ansähen, als die Burmhaner?

mahlin auf einem hohen Gebälk, und wir darunter auf einem erhabnen Sitz. Die Ausführung übertraf alle indische Schauspiele, die ich je gesehen habe. Die besten Schauspieler waren aus Siam, wo man die Schauspielkunst besonders pflegen soll. Ein Schauspieler wußte alle Leidenschaften so ausdrucksvoll darzustellen, daß er würde selbst mit vorzüglichen europäischen Schauspielern haben wetteifern können. Den 12ten April, als am letzten Tage des burmhanischen Jahres, wurden wir gleichfalls zu einem Feste eingeladen, was durch das ganze burmhanische Reich *) gefeiert wird, nämlich zur Wasserbesprengung. An diesem Tage dürfen die Frauen jeden Mann mit Wasser besprengen, und der Mann kann sich wieder mit Wasser wehren. Als wir beim Maywuhn eintraten, sahen wir (ich, Buchanan und Wood) 3 Kessel mit Wasser, womit wir empfangen werden sollten. Jedem von uns reichte man eine Flasche Rosenwasser. Eine kleine Tochter, die noch auf dem Armen getragen ward, besprengte erst ihren Vater, dann jeden von uns aus einem goldnen Schälchen. Drauf wurden uns kattunene Kleider übergezogen, und plötzlich stürzten an 20 Mädchen herein, die uns 4

---

*) Der letzte Tag im Jahre scheint bei allen Völkern ausgezeichnet zu werden. Die Portugiesen üben die Wasserbesprengung, und die Deutschen gestehen an diesem Tage scherzweise den Frauen die Herrschaft zu.

Männer unbarmherzig begossen. Der Maywuhn flüchtete bald, aber Hr. Wood eroberte einen Kessel und bespritzte recht derb wieder die Mädchen. Nach dieser Wäsche gingen wir nach Hause, um uns umzuziehen. Unsere Begleiter wurden viele Male auf der Straße begossen und besprengt. Gegen Abend kehrten wir zum Maywuhn zurück, und wurden mit Puppenspiel und Tanz unterhalten.

Die Stadt Pegu gleicht einem abgehauenen Baume, aus dessen Stamm ein einziger Schößling wieder aufsteigt. Vor 1757 war sie die Hauptstadt eines mächtigen Reichs, dessen König das ganze Reich Ava, den Hauptheil des jetzigen burmhanischen Reichs, 1752 eroberte und mit seinem Reich verknüpfte. Er tödtete den König von Ava und behandelte die Burmhaner grausam, so daß sie sich zur Wiedergewinnung der Freiheit vereinten. An ihre Spitze trat der Gründer des jetzigen burmhanischen Reichs, Alompra, ein Jäger. Er vertrieb die Peguer aus Ava und eroberte, außer einem nördlich von Ava liegenden Reich Cassay, selbst Pegu. Die Stadt ward der Erde gleich gemacht, nur die Tempel verschonte er. Man sieht noch jetzt den Grund der alten Stadt. Sie war ein Geviert, an jeder Seite ½ Meile lang und mit einem 60 Schritt breiten und 12 Fuß tiefen Wassergraben umgeben. Die Stadtmauer war 30 Fuß hoch und unten 40 Fuß

dick. Die jetzige neue Stadt nimmt kaumhin die Hälfte des Raumes von der alten ein, ist mit Pfahlwerk umgeben, wird von 7000, größten Theils armen, Leuten bewohnt, und hat gepflasterte und mit Wasserrinnen versehene Straßen. Alle Häuser ruhen auf Pfählen, so daß das untere Stockwerk mehrere Fuß über den Boden erhoben ist; alle sind aus Bambus, und die Dächer aus Binsen; weßhalb die Leute in steter Feuersgefahr schweben. Jeder Hausbesitzer hat aus dem Grunde einen Feuerhaken, einen Feuerausdrücker (eine Stange mit platter Schaufel, gleich dem Brotschieber) und auf dem Dache Wassergefäße. Steinerne Häuser dürfen die Peguer nicht anlegen, damit sie sich nicht befestigen. Das Merkwürdigste in Pegu ist der Tempel des Schomadu oder des goldenen Gottes, ein Gebäude auf 2 viereckigen Terrassen errichtet, wovon die unterste 10 Fuß, die oberste 20 Fuß hoch ist, so daß der Tempel 30 Fuß über dem eigentlichen Boden steht. Eine Seite der untern Terrasse ist 1391, eine der obern 684 Fuß lang. Die Terrassen sind mit Mauern eingefaßt, und werden auf steinernen Treppen erstiegen. Auf 2 Seiten der Terrassen stehen Wohnungen der Priester, 5 Fuß über der Erde, klein und nur mit einer Schlafbank versehen. Der goldne Tempel selbst ist aus Ziegeln und Mörtel ausgeführt, und gleicht im Hauptumrisse einer achteckigen Pyramide, die oben

einen mannichfach zugerundeten Thurm hat. Der Tempel ist eine derbe Masse ohne Eingang und innern Raum. Ein 6 Fuß hoher Rand umgibt die Grundlage, und darauf befinden sich 57 kleine Tempelchen, desselben Baues, jeder 27 Fuß hoch. Dicht darüber steht ein zweiter Rand, der 53 ähnliche Tempelchen enthält. Der Haupttempel enthält unten an jeder der 8 Seiten 162 Fuß. Oben auf dem Haupttempel befindet sich ein eiserner, durchbrochner oder vergoldeter Aufsatz und daran viele Glöckchen; letztere sind auch an den kleinen Tempeln, und machen beim Winde ein vieltöniges Geklingel. Die ganze Höhe des großen Tempels beträgt 361 Fuß. Hin und wieder sind an den Seiten menschliche und allerlei wunderliche Gestalten und Bilder angebracht. Eines dieser Bilder ist ein Mann mit einem Buche und einer Schreibfeder, er heißt Thasiami und zeichnet die menschlichen Tugenden und Laster auf. — Ein kleines steinernes Haus enthält eine Marmortafel mit einer langen Inschrift, die alle Geschenke angibt, welche Pilger hierher gebracht haben. Am Fuße des Tempels sind niedrige Bänke, worauf der Betende seine Geschenke legt, die besonders in Reiß, Zuckerrohr und Kokosnüssen bestehen *). Hunde und Krähen verzehren die meisten

---

*) Cox sagt von einem Wallfahrtszuge nach einem Tempel

Geschenke. Auf dem Fußboden liegen mehrere Bilder des Hauptgottes Gaudma oder Budh umher, von Marmor, von Holz und vergoldet, oder auch von Silber. Die Leute kaufen sie, lassen sie von den Priestern weihen und brauchen sie dann als Hausgötzen. Ueber den Bau dieses Tempels konnte ich selbst von dem obersten Priester, der 1 Meile davon wohnte und 87 Jahr alt war, nichts Gewisses erfahren. Er sagte, daß die Papiere verloren gegangen seien, und daß man den Tempel der Sage nach, für 2300 Jahr alt halte. Man sieht es ihm an, daß mit der Zeit daran geändert und gebessert ist. Der jetzige König hat ihn oben sehr verschönert.

Die Gegend um Pegu ist verwüstet und unbewohnt, nur wenige Dörfer sind in der Nähe. Die Leute haben schöne Büffel, brauchen sie aber nur zum Ziehen und Tragen. Ja, da sie kein Fleisch essen dürfen, enthalten sie sich auch häufig der Milch, und

---

von Rangoon: „Jeder Wallfahrende trug oder fuhr etwas zum Opfer herbei, meistens bestanden die Weihgegeschenke in Tüchern, Betel oder andern Lebensbedürfnissen für die Priester; oder in Schnitzwerken aus buntem Papier, besonders in Elephanten mit Pyramiden, in Krokodilen und Riesen. Die Vornehmen erschienen in Begleitung von Musikanten [vielleicht wie die Pharisäer, die auch ihre Geschenke ausblasen ließen!] und trugen ihre Staatskleider. Abends brachte jeder einige Wachskerzen zum Opfer und es wurden kleine Feuerwerke abgebrannt."

bereiten ihre Pflanzenspeise bloß mit Oel und Salz. Klöster befinden sich in Pegu und in der Umgegend, besonders in dunklen Hainen. Sie sind alle zugleich Schulen, worin die Jugend unentgeldlich unterrichtet wird. Die Mönche leben von den Gewächsen, die sie um ihr Kloster bauen, und von Geschenken, die sie erhalten. Sie nehmen kein Geld, kaufen und verkaufen nichts.

Den 25sten April nahmen wir Abschied und den 26sten reiseten wir von Pegu ab. Da heftige Regengüsse unsre Ruderer sehr in der Arbeit hinderten, blieb ich die erste Nacht in einem Dorfe, das, wie die benachbarten, fast von allen Männern verlassen war, die um diese Zeit 4 Monate hindurch mit Salzbereitung an der Seeküste beschäftigt sind. Dickes Gebüsch und hohes Gras faßte hier die Küste ein, nur um das Dorf war der Boden gereinigt. Man erzählte uns, daß hier viele Pfauen sich aufhielten, wiederrieth mir aber, mich ins Gebüsch zu wagen, weil Tiger darin lagerten, und des Nachts nicht selten auf die Dorfhunde Jagd machten. An Büffeln *), erzählte man uns, wagten die Tiger sich

*) Auf Java müssen die Tiger öfter einen Wettkampf mit Büffeln halten. Als Kampfplatz dient ein runder Raum, von Bambusstäben eingeschlossen, wohin man beide Thiere in Käfichen bringt. Den Büffeln reibt man vor dem Kampfe den Rücken mit gewissen Kräutern ein, die ihnen

fast nie. Während der Regenzeit werden die hiesigen Bewohner auch oft von den wilden Elephanten beunruhigt, welche die Reiß- und Zuckerfelder verwüsten.

„Der Elephant (elephas) ist der Riese unter den Säugethieren auf dem Lande, und hat Verwandtschaft mit dem Schweine. Er wird 15 Fuß hoch, wiegt schon im 20sten Jahre, da sein Wachsthum noch gar nicht vollendet ist, 70 Centner, hat eine daumdicke, mit wenigen Haaren besetzte empfindliche Haut, eine zu einem langen Rüssel verlängerte Nase, zwei 7 Fuß lange weiße Stoßzähne, und geht plump einher. Fast hat der Elephant menschlichen Verstand, er ist umsichtig, stark, arbeitsam, treu, dankbar, sehr sanft, wird aber wild, tobend und Alles verwüstend, wenn ihm Unrecht widerfahren ist. Man trifft nur in Asien und Afrika Elephanten, aber nicht von gleicher Art. Der afrikanische ist kleiner, hat einen runden Kopf, größere Ohren, eine gewölbte Stirn, und hinten nur 3 Hufe, während der asia-

---

große Schmerzen machen und ihre Wuth vermehren. Die Diener, welche die Käfiche öffnen, dürfen nicht eher fortgehen, bevor sie sich nicht vor dem Fürsten verbeugt haben, der das Spiel gibt, und dann auch nur langsamen Schrittes. Gelingt es dem Tiger, gleich beim ersten Sprung den Büffel an der Kehle zu packen, so siegt er; sonst aber wird er besiegt, indem der Büffel ihn mit den Hörnern aufwirft und mit den Füßen zertritt.

tische oder indische eine eingebogne Stirn und 4 Hufe besitzt. Die Elephanten beider Erdtheile leben in dunkeln schattigen Wäldern heerdenweise mit einander. Die asiatischen bewohnen das Festland Indien's und die Insel Ceilon, zahm sind sie viel weiter verbreitet. Baumschößlinge, Getreide, Rohrgras und allerlei Früchte dienen ihnen zur Nahrung, ihre Eßlust ist bedeutend, und ihre plumpen Füße zerstören gewöhnlich mehr, als ihr Mund frißt. Ein zahmer Elephant gebraucht täglich 100 Pfund Reiß. Mancher Elephant wird 200 Jahr alt. Das Weibchen bringt selten mehr als ein Junges zur Welt. Hierin weicht der Elephant also außerordentlich von seinem Verwandten, dem Schweine ab, das 10 und mehre Ferkel mit einem Male hat. Die obere Lippe mit der Nase ist zu einem 7 bis 8 Fuß langen Rüssel beim Elephanten heraus gewachsen. Es ist derselbe dehnbar, so daß er bis auf 2 Fuß zusammengezogen werden kann. Er besteht aus einem knorpeligen und fleischigen Muskelgewebe, das mit feinen Nerven durchdrungen ist, hat oben an der Wurzel 3 Fuß, unten an der Spitze nur einen halben Fuß Umfang, und läuft vorn in eine Nasenspitze aus, die einem Finger gleicht. Der Rüssel dient dem Elephanten als Nase und als Hände zugleich. Er besitzt darin solche Kraft, daß er einen Tiger damit zu Boden schlägt, und eine solche Ge-

schicklichkeit, daß er Weinflaschen damit entkorkt und ausleert. Er hebt damit 200 Pfund auf, kann Thüren durch Umdrehen des Schlüssels damit öffnen, Blumen abpflücken und kleine Goldstücke von der Erde aufnehmen. In der Mitte der Nasenspitze sitzen die beiden Nasenlöcher, vermittelst deren der Elephant eine große Menge Flüssigkeiten in den Rüssel einsaugen und wieder von sich spritzen oder in den Mund befördern kann. Auch das Futter schafft der Elephant vermittelst des Rüssels ins Maul. Sein Geruch ist so scharf, daß er unter einer Menge Leuten bald den entdeckt, der Etwas für ihn zu fressen in den Taschen hat. Alle Beweglichkeit scheint bei dem Elephanten seinen Sitz im Rüssel genommen zu haben, denn sein ganzer übriger Körper ist plump und unbeweglich; doch kann er wegen der Länge seiner Beine rasch vorwärts kommen. Sein Trab ist der Zeit nach dem Galopp der Pferde gleich. Der Mensch kann dem Elephanten leicht durch Zickzack-Läufe entgehen, weil er sich sehr schwer wendet. Im Schwimmen ist der Elephant geschickt. Er steckt dabei seinen Rüssel über dem Wasser empor. Sehr ungern geht er über eine Brücke.

Die größten und gescheutesten Elephanten sollen auf der Insel Ceilon zu finden sein. Mancher ceilonscher Elephant ist 9 Ellen hoch, 7 Ellen lang, trägt 28 Menschen, und bringt, wenn er geübt ist,

4800 Pfund fort. In frühern Zeiten bediente man sich der Elephanten unmittelbar im Kriege. Sie trugen auf ihrem Rücken kleine Thürme, worin Kämpfer saßen. An ihren Rüsseln hatte man Schwerter befestigt. Das Feuer schreckt sie zurück, weßhalb sie jetzt nicht mehr ins Treffen ziehen. Dagegen gebraucht man sie mittelbar im Kriege zur Fortschaffung der Kriegsgeräthe, besonders der Kanonen. — Zur Belustigung läßt man Elephanten gegen Elephanten kämpfen, und reizt sie vorher zum Kampf. Valentia erzählt, daß 2 solche kämpfende Elephanten in ein Wasser geriethen und sich dort mit Wasser aus den Rüsseln bespritzten oder begossen. Ungern geht der Elephant an einen Kampf mit einem Tiger. Man richtet ihn dazu besonders ab, indem man in ein Tigerfell ein Kalb steckt. Selbst ein todter Tiger ist dem Elephanten noch höchst widerlich.

Die Erzählungen, die man von der Klugheit des Elephanten hat, sind gar mannichfaltig. Nur einige mögen hier ihren Platz finden. —

Ein in Wuth gerathener Elephant in Ostindien riß sich von seiner Kette los; sein Führer (Cornac) trat ihm in den Weg; allein er tödtete ihn. Die Frau desselben, von ihrem Unglück benachrichtigt, lief mit ihren Kindern zu dem wüthenden Elephanten hin und warf ihm das älteste Kind mit den

Worten zu: „Hast du den Vater getödtet, so nimm auch den Sohn!“ — Der Elephant ließ plötzlich von seiner Wuth nach, faßte den Knaben sanft mit seinem Rüssel, setzte ihn auf seinen Nacken und duldete keinen andern Führer als diesen. — Ein andrer Elephant, der in Paris in mancherlei Stellungen sollte gezeichnet werden, wurde durch in die Höhe werfen von Obst dahin gebracht, daß er seinen Rüssel in die Höhe streckte. Der Zeichner sagte dem Bedienten, der das Obst in die Höhe warf, er solle den Elephanten immer einige Mal täuschen, um Obst zu sparen. Bald darauf wandte sich der Elephant mit seinem Rüssel gegen den Zeichner und bespritzte die Zeichnung so sehr, daß sie ganz unbrauchbar war. — Die Geschichte von dem Elephanten, der einen Schneider, der ihn in den Rüssel mit der Nadel geprickelt, mit Schlamm besprengte, ist allgemein bekannt.

In Siam gibt es weiße Elephanten. Der König dieses Landes pflegt in der Regel ein ausgezeichnetes Thier der Art zu besitzen, und hat deßhalb den Titel: Herr des weißen Elephanten. Solche Elephanten, die man zur Zierde hält und zum Hofstaat, erhalten das herrlichste Futter, haben die schönste Bedienung, fressen aus goldnen und silbernen Geschirren, werden mit voranschreitenden Trompetern zur Tränke geführt, mit Thronhim-

meln gegen die Sonne geschützt, und genießen eine Art überirdischer Verehrung, weil die Indier meinen, nach ihrer Annahme der Seelenwanderung, daß ein ausgezeichneter Mensch nach seinem Tode ein ausgezeichneter Elephant werde.

Weil die Elephanten sich selten in ihrem gezähmten Zustande vermehren, so muß man fortwährend auf den Fang von wilden bedacht sein, um dadurch zahme zu erhalten. Man hat dazu besondere Fangörter, und gebraucht die zahmen zur Lokkung der wilden. Man schickt 10 bis 12 weibliche Elephanten in einen Wald, worin sich wilde aufhalten. Einer davon, der am besten abgerichtet ist, trägt auf dem Rücken ein großes Buschwerk, worin ein Mensch verborgen ist — ein Elephantenjäger. Haben sich im Walde einige wilde Elephanten dem zahmen zugesellt, so gibt der Jäger letzterem das Zeichen zur Rückkehr. Diese wird ganz langsam, fressend und nagend ausgeführt, und dauert oft ein Paar Tage. Endlich weiden sie so in einen Verschlag hinein, dessen Thür gleich, nachdem alle hinein sind, verschlossen wird. Durch eine andre Pforte läßt man allmälig die zahmen Weibchen hinaus. Nun werden die wilden wüthend. In dieser Wuth zeigen sie große Kampflust. Man stellt deßhalb vor einen Nothstall, der in dem Verschlage angebracht ist, einen männlichen zahmen Elephanten. Hierauf will

der wilde losgehn, kommt in den Nothstall hinein, dessen Fallthüre sich hinter ihm schließt. Hier ist er in solcher Enge, daß er muß sich Schlingen um die Beine werfen, und so bezwingen lassen. Man bindet einen solchen Gefangnen zwischen 2 zahme, die ihm gehörig andienen, wenn er sich ungebührlich benimmt. Er muß mit diesen zur Tränke gehen, mit ihnen fressen und sich ruhig im Stalle verhalten. Zur Bändigung begießt man ihm auch häufig den Kopf mit Wasser. Nachdem ein wilder einige Wochen lang von seinen beiden Erziehern behandelt ist, schließt er sich näher an die Gesellschaft der zahmen Elephanten an, unb wird seiner Banden los.

Wundersam ist der Kampf, den in Siam die Elephanten mit Krokodillen halten. Die Elephanten bemühen sich entweder die Krokodille gegen die Erde todt zu quetschen, oder sie mit den Zähnen zu durchbohren, oder sie in die Luft zu schleudern und dann beim Herabfallen zu zerstampfen. Siam ist ein Hauptland der Elephanten; es sollen dort bisweilen 50 mit einem Male eingelockt werden. Auf der Insel Ceilon legt man zum Fange mitten in den Wäldern Labyrinthe an, und treibt durch Geschrei, Schießen und des Nachts durch Fackeln die Elephanten hinein. Zur Bändigung bedient man sich hier gleichfalls der zahmen. Im Jahr 1797 fing man 176 wilde Elephanten auf Ceilon ein. Die afrikanischen

Elephanten scheinen wilder und weniger zähmbar als die asiatischen zu sein; wenigstens bis jetzt sind alle zahme asiatischen Geblütes.

Der zahme Elephant läßt sich leicht von seinem gewohnten Führer behandeln. Der setzt sich auf den Nacken und schlägt ihn mit einem eisernen Stabe auf die Stirn, wenn er nicht folgen will. Gewöhnlich sind Worte zur Leitung hinreichend; ja sie suchen sich selbst ohne Rath zu helfen. Haben sie Ballen zu tragen, so legen sie dieselben sanft nieder, alle passend auf einander. Rollen sie Tonnen und finden ein Hinderniß, so bringen sie dieß weg, wollen die Tonnen nicht liegen, so legen sie einen Stein dagegen, u. s. w. Einige Elephanten, die man zu Goa in Vorderindien zur Herbeischleppung von Schiffsbauholz gebrauchte, waren so geschickt, daß, wenn sie mit ihrem Schleppholz gegen ein anderes anstießen, sie ihr Holz vermittelst des Rüssels auf das andere hoben, um es so über dasselbe wegzuziehen.

Auf Ceilon bezahlt man für einen guten Elephanten 2000 Rthlr." —

„Der Tiger, (tigris) genau genannt: bengalischer oder Königstiger, ist unter den Raubthieren das gierigste. Ihm wohnt wahre Mordlust inne, so daß er selbst bisweilen seine Jungen verschlingen soll. Er ist größer als der Löwe, 10 Fuß

lang, und hat auf dem gelblich braunen Felle überall schwarzbraune Querstreifen. Er lauert in Schilfen und Gebüschen auf Mord, und ist der Schrecken fast aller Thiere. Nur vor dem Nashorn scheint er Furcht zu haben. Ganze Gesellschaften von Menschen überfällt er; doch scheint das Unerwartete ihn in Furcht zu setzen. Pennant erzählt, daß einst in Vorderindien ein Tiger wollte einen Sprung auf einen aus einer Gesellschaft thun, die an einem Flusse lustwandelte. Eine der Frauen darunter bemerkte es und breitete in dem Augenblicke, daß der Tiger zuspringen wollte, demselben ihren Sonnenschirm ins Gesicht, was den Tiger in die Flucht jagte. Eben so rettete sich ein Trompeter, indem er beim Anfall eines Tigers die Trompete blies. Der Tiger springt 10 bis 12 Fuß weit, und ergreift gleich der Katze und andern katzenartigen Raubthieren, nur im Sprunge die Beute. Er ist ein guter Schwimmer, ganz gegen die Katzennatur. Laufend kann er ein Pferd nicht ereilen. Man stellt oft auf Elephanten Tigerjagden an, zu Land und zu Wasser sie verfolgend. Es ist schwer, die Tiger gut zu treffen, weil ihr windender Körper selbst der Kugel nachzugeben scheint, so daß sie eher streift als durchbohrt. Ein angeschossener Tiger ist doppelt wüthend. Wie häufig der Tiger in manchen Gegenden Ostindien's vorkommt, ersieht man daraus, daß ein Engländer

in einer Woche an einem Flusse 23 Stück erlegte. Man führt jetzt in Europa nicht selten Tiger in Gebauern umher; manche sind so gezähmt, daß die Wärter sich zu ihnen setzen.

Es gibt in Vorder- und Hinterindien mehrere mit dem Tiger verwandte Raubthiere, als Panther, Parder, Leoparden, Unzen, Luchse, Schwarzohre und Schwarztiger. Die Unzen werden zur Jagd abgerichtet." —

Die Stadt Rangoon, nach der wir des andern Tages am Morgen um 10 Uhr zurückkamen, erstreckt sich ¼ deutsche Meile am Flusse hin und ist von Pfahlwerk und Gräben umgeben. Die Straßen sind eng, aber rein und gut gepflastert; und die Häuser alle auf Pfahlwerk gebauet. In einer Straße der Vorstadt müssen alle unehrlichen Verbrecher zusammenwohnen. Schweine werden nicht von Einzelnen, sondern von der ganzen Stadt gehalten. Sie laufen, nebst vielen Hunden auf den Straßen umher, um alle Abfälle zu verzehren.

Ein italienischer Priester, der vor 20 Jahren nach Rangoon geschickt wurde, hat hier eine kleine arme christliche Gemeinde, größten Theils aus portugiesischen Abkömmlingen bestehend. Eine starke Viertelmeile von der Stadt befindet sich ein Tempel, ähnlich dem bei Pegu. Eine schöne Straße führt dahin, und von dem Tempel hat man eine gute

Aussicht, leider aber nicht über Dörfer und Städte, sondern nur über Wälder und Gewässer. Klöster sieht man hin und wieder, mehr auf chinesische als auf burmhanische Weise gebauet. Die Priester darin (Rhahaan genannt) gehen barfuß und barhaupt, den Kopf beschoren. Man zählt ihrer im Bezirk von Rangoon auf 1500. Ihre Kleidung ist ein gelber weiter Mantel. Sie leben ehelos. In jedem Kloster ist ein Oberer, ohne dessen Erlaubniß keiner ausgehen darf. Die Priester bereiten sich selten Essen, sondern erhalten Alles schon gekocht. Bei Tagesanbruch gehen einige, mit blauen Kasten versehen, durch die Straßen der Stadt. Wer Lust hat, thut gekochten Reiß, getrocknete Fische und Früchte hinein. Die Sammler sehen dabei nie den Geber an. Zu Mittag kehren die Sammler heim, dann speisen die Priester, und was übrig bleibt, erhalten Arme und die Kinder, welche unterrichtet werden. Nur ein Mal am Tage wird von den Priestern gegessen.

Die Einweihung in den geistlichen Stand wird mit vieler Feierlichkeit vollzogen, die Aeltern geben dabei viele Gastmähler, und an die Priester große Geschenke und Kleider, Matten und Hausgeräth. Zugleich finden feierliche Umzüge (Processionen) dabei Statt. Der angehende Priester ist zu Pferde, das 2 Knechte führen; voran gehen Spielleute, um-

geben von Priestern und alle Verwandte folgen. Drei Mal werden diese Umzüge gehalten.

Rangoon ist weit größer als Pegu. Es wohnen in 5000 Häusern ungefähr 30,000 Menschen, und das aus allerlei Volk, Malabaren, Mongolen, Perser, Armenier, Portugiesen, Franzosen und Engländer. Auf den Handelsplätzen sieht man ein buntes Gemisch von Leuten, und alle leben friedlich neben einander, jeder verehrt seinen Gott auf seine Weise; nur darf keiner den burmhanischen Hauptgott Gaudma beleidigen, sonst wird er eingesteckt und erhält eine schmerzliche Ermahnung.

Rangoon ist die eigentliche Seestadt des burmhanischen Reichs. Es liegen hier Schiffe von allen Größen. Die Fluth steigt 20 Fuß hoch und befördert sehr das Aus- und Einsegeln. Auf den Werften sieht man Schiffe von 600 bis 1000 Tonnen Last. Wir besahen eins von 900 Tonnen genauer, es war ganz von burmhanischen Zimmerleuten gebauet, nach einer französischen Zeichnung. Die burmhanischen Zimmerleute sind vor allen ihren asiatischen Standesgenossen berühmt. Sie geben den Europäern nichts nach an Kraft und Geschicklichkeit. Der Befehlshaber von M a i n d u ließ eben ein großes Schiff bauen, wobei seine Frau die Aufsicht führte. Ueberhaupt sollen die burmhanischen Frauen nicht nur gute Mütter und Hausfrauen, sondern auch gewandt in

Geschäften sein. In den niedern Ständen werden sie jedoch oft schlecht behandelt, und sogar sammt den Töchtern verkauft. Das schönste Zimmerholz liefert in diesen, wie in mehrern Gegenden Indien's, der Tiekbaum (tectona grandis) dessen Blüthen 5 Staubgefäße und einen Stämpel haben. Er trägt eirunde Blätter und lockere Blumentrauben an den Enden der Zweige, ist fortwährend grün, und wird von den Indiern für heilig gehalten, weßhalb man das Holz besonders zu den Pagoden oder Tempeln gebraucht. Der Baum wird 80 Fuß hoch, 5 bis 8 Fuß dick und zeichnet sich vor allen Bäumen des Südens dadurch aus, daß er, gleich den europäischen Bäumen, regelmäßig blüht und das Laub abwirft. Die größte Vortrefflichkeit des Holzes besteht darin, daß er jeden Luftwechsel verträgt, und das Eisen, was beim Schiffsbau darein kommt, durch sein Oel gegen Rost schützt, — zwei Vorzüge, die dem Eichenholz abgehen. Aus den jungen Blättern des Tiekbaums bereitet man eine violette Farbe für seidene und baumwollene Zeuge; so wie auch einen Syrop, der mit Zucker vermischt zu einer Arznei dient. Die Blüthen werden den Wassersüchtigen eingegeben. Das Holz gleicht etwas unserm Eichenholz, hat eine außerordentliche Härte, widersteht lange dem Wurmfraß, so wie der Fäulniß, und ist das vorzüglichste Schiffbauholz, was man besitzt.

Die Schiffe aus Tiekholz dauern 4 bis 6 Mal so lange, als die aus anderm Holz. Wenn gleich der Tiekbaum auch in Vorderindien, in Cochinchina, auf Java und auf den Molukken wächst, so kommt er doch nirgend in solcher Güte vor, als im burmhanischen Reich. Auf Java heißt der Tiekbaum Diati, und wird dort zugleich zum Häuserbau und den feinsten Tischlerarbeiten gebraucht.

Den 25sten Wonnemond kam der Maywuhn von Pegu nach Rangoon, mit Weib und Kindern, nebst einem starken Gefolge, um uns an den Hof zu begleiten. Kurz vor unsrer Abreise kam aus der Hauptstadt, aus Ummerapura ein Befehl an, der Aufsehen machte. Der Kaiser von China hatte nämlich dem burmhanischen König äußern lassen, er wünsche noch vor seinem Tode ein Krokodil und ein Nashorn zu sehen. Deßhalb kam hier der Befehl an, 20 Krokodille und eben so viele Nashörner zu fangen, und sie lebendig nach Peking zu fördern. Sogleich wurden die Elephantenjäger in die Wälder geschickt, und den Fischern der Fang von Krokodillen aufgegeben. Letztere hatten auch bald 20 Stück zusammen, da diese Unthiere hier schaarenweise sich aufhalten. Man brachte sie in besonders dazu eingerichtete Kähne, um sie zu Wasser weiter zu fördern. Die Nashornjäger hatten kein Glück; denn das Einfangen der alten Nashörner ist eine sehr

schwierige Sache. Gewöhnlich sind die Jäger bemüht, eine Mutter mit einem Kalbe zu überraschen, wenn sie sich gelagert haben, das Alte zwischen den Ohren oder an andern Stellen, durch welche die Kugel dringt, zu verwunden und zu tödten und dann das Junge zu fangen und aufzuziehen. Die Jäger müssen große Vorsicht anwenden, da das Nashorn einen außerordentlich feinen Geruch hat, und in der Wuth Alles zerstört.

„Man unterscheidet 2 Arten Nashörner, das einhörnige oder asiatische (rhinoceros unicornis) und das zweihörnige oder afrikanische (rhinoceros bicornis). Das Nashorn nähert sich an Größe dem Elephanten, hat äußerlich Aehnlichkeit mit einem Büffel, besitzt aber eine undurchdringliche nackte rauhe Haut, an den Beugungsstellen mit großen Falten versehen. Das Horn auf der Nase hat an der Grundfläche oft 6 Zoll im Durchmesser, und ist über 3 Fuß lang. Es dient als Wehr und Waffe. Der Tiger soll dieß Horn mehr fürchten als den Rüssel und die Stoßzähne des Elephanten. Die Oberlippe des Nashorn bildet einen kleinen Rüssel, der zum Geruch und zur Betastung der Speisen dient. Das Thier frißt besonders stachlichte, distelartige Gewächse, und hält sich in Sümpfen und Morästen auf, wo es unberuhigt in Frieden lebt. Die Siamesen, bei denen die meisten Nashörner in

Asien sind, halten ihr Fleisch für eine Leckerei und beschenken sich unter einander damit. Besonders hoch schätzen sie das Horn. Es dient ihnen als Gegengift, und gern trinken sie aus Bechern, die daraus gedrechselt sind. Das Fell liefert die sichersten Schilde. Elephanten und Nashörner leben friedlich in Wildnissen neben einander. Die Meinung, daß beide sich bekriegten, ist aus den Kampfspielen der Römer entstanden, die allerdings beide zu einem Kampfe gegen einander reizten. Der Kaiser Augustus brachte das erste Nashorn aus Aegypten nach Rom, wahrscheinlich war es also ein afrikanisches.

Ein Nashorn, das 1743 aus Vorderindien nach Europa kam und erst 2 Jahre alt war, fraß jeden Tag 21 Pfund Reiß, 3 Pfund Zucker, und bekam außerdem noch Heu und Gras. Durch Futter konnte man seine Wildheit besänftigen.

Das Nashorn läuft schnell, schlägt beim Laufen mit den Füßen hinten aus, und pflügt wohl zugleich mit seinem Horn die Erde auf. In Afrika pflegt man die Nashörner zu Pferde zu jagen. Es sitzen nämlich 2 auf einem Pferde, und während der vordere eine Wendung damit macht, springt der hintere herab, dicht hinter dem Thier, haut mit einem Schwerte demselben in die Fußflechsen und sucht sich dann wieder aufs Pferd zu retten.

Levaillant, der eine Reise ins Innere von

Afrika machte, beschreibt eine Nashornjagd folgender Maßen: „Wir sahen 2 Nashörner zusammen mit der Schnauze dem Winde entgegen, doch bisweilen sich umsehend. Einer von meinen Leuten schlich sich heran und verwundete das größte. Das stieß ein schreckliches Geschrei aus, und lief mit dem kleinern wüthend nach der Gegend hin, wo der Schütze war. Der hatte die Vorsicht, sich platt auf die Erde zu legen, beide Thiere schossen vor ihm vorbei und stürzten grade auf mich los. Ich ließ meine Hunde nun auf sie, das brachte sie zu einer Seitenwendung, während dessen ein anderer meiner Leute dem größern Thiere einen 'zweiten Schuß beibrachte, und hernach einen dritten. Die Thiere wurden dadurch immer wüthender, stießen fürchterlich nach den Hunden, machten tiefe Furchen in die Erde und schleuderten den Sand ringsum. Wir schlossen sie indeß näher ein, aber das kleine Thier entwischte. Noch 3 andre Kugeln streckten das größere zu Boden. Auf der Erde liegend, tobte es noch furchtbar, und weder wir noch die Hunde wagten heranzugehen. Meine Leute rissen zuerst die Blase heraus, um darein Blut zu fangen, was ein schöner Trank für einen Afrikaner ist." —

So weit Levaillant über das Nashorn. Vielleicht hat späterhin noch der Kaiser von China ein solches Thier erhalten. wir aber reisten den 30sten Wonnemond von Rangoon in 6 Böten ab. Eins

diente zur Küche, eins für die Sachen und vier für uns. Die Böte waren schmal und tief, und hatten zur Erhaltung des Gleichgewichtes Ausleger, welche den Matrosen zugleich zu Schlafstätten dienten. Der Maywuhn reiste 2 Tage vor uns ab, weil sein Hauspriester die Götter darüber befragt, und diese es also angeordnet hatten.

---

# Dritte Fahrt.

## Von Rangoon bis Ummerapura.

Wir kamen auf unsrer Fahrt vor mehrern Dörfern, kleinen Städten und Klöstern vorbei; im Ganzen war aber die Gegend doch wenig bebaut. Einige Felder trugen Indigo, der sehr gut fortzukommen schien. Die Leute gewinnen hier daraus die blaue Farbe ohne viele Kunst. Sie weichen die Stängel in einem alten, mit Wasser gefüllten, Kahn ein, und brauchen die Farbe in ihrem wässerigen Zustande.

„Der Indigo (indigofera) gehört zu den Pflanzen mit Schmetterlingsblumen, und kommt in 14 Arten vor, wovon aber nicht alle Färbestoff enthalten. Der gemeine Indigo (indigofera tinctoria) hat zusammengesetzte gefiederte Blätter, mit verkehrteirunden Blättchen, kurze röthliche Blumentrauben,

grade Hülsen, und einen 2 Fuß hohen staudenartigen Stängel. Die Pflanze gleicht einer jungen Acacie. In Westindien, besonders auf Domingo, so wie in Mexiko wird sie angepflanzt. Die Indigoernte ist für Ost- und Westindien von großer Wichtigkeit. In einigen Gegenden erntet man 3 Mal des Jahres. Die Farbe gewinnt man durch Gährung aus den Blättern, bringt den Niederschlag in lokkere, leinene Säcke, und hernach in Formen und Kästchen um ihn zu trocknen. Der beste Indigo sieht schwarzblau aus, und hat auf dem Bruche einen Kupferglanz. Die Gewinnung des Indigo's in Ostindien weicht von der in Westindien etwas ab. Aus Ostindien geht vieler Indigo nach Persien und Arabien. Eine große Masse Indigo kommt alljährlich aus Westindien nach Europa. In Ostindien wächst auch ein Baum, der Indigo liefert — eine Oleanderart (nerium) mit schönen weißen Blüthen. Er wird, bei 2 Fuß Durchmesser, nicht über 15 Fuß hoch, und steht auf dürrem felsigen Boden."

Bei einer Stadt sahen wir über 200 Böte, jedes im Durchschnitt 60 Tonnen fassend, auch waren da große Reißvorräthe, aus denen der König, im Falle des Mißwachses, die Leute speist. Unterhalb Prome strandete unser Lastboot, der Strom hatte es gegen einen Felsen geschleudert; fast alles Gepäck ward naß, Manches verdarb, Einiges ging ver-

loren. In Prome wurden wir stark von den Hunden angebellt, und von den Leuten angestaunt. Die Männer stierten, die Frauen lachten und schlugen die Hände zusammen, die Kinder folgten uns nach. Am obern Theil der Stadt befindet sich eine Art Festung. Mehrere Gräben, worüber hölzerne Brücken führen, durchfließen die Stadt. Wir fanden Steinmetzen, die Urnen für die Tempel ausarbeiteten. Nahe dabei war ein Elephanten-Park mit luftigen Ställen, zum Schutz gegen den Regen. Einige Elephanten wurden grade zahm gemacht. Prome soll größer als Rangoon sein. Zwei Tagereisen oberhalb Prome liegt die Stadt Miadäh, die unserm Begleiter gehörte, mit dem wir uns schon unterhalb Prome wieder vereint hatten. Wir verweilten auf seine Einladung einige Tage in Miadäh. Zu unsrer Bequemlichkeit war am Ufer, unserm Range gemäß, eine Wohnung aufgeschlagen. Sechzig Arbeiter hatten in vier Stunden dieß Werk vollendet. Das Haus enthielt 3 Zimmer und eine offene Halle, und Alles war aus Bambus, Rohr und Binsen zusammengefügt. Es war 3 Fuß über der Erde erhaben, und so fest, daß ein schreckliches Ungewitter, was wir darin ausstanden, weder Wind noch Regen durchbrachte. Dabei war es so leicht, daß beim Einstürzen es auch keinem Schooßhunde geschadet hätte. Die Umgegend dieser Stadt ist schön, aus den be-

nachbarten Hainen gucken Klöster und Tempel hervor. Der Maywuhn besitzt bei der Stadt ein Landhaus mit einer Betelpflanzung *).

Der Maywuhn war sehr artig, aber auch sehr förmlich und zurückhaltend gegen uns. Er schickte mir täglich Früchte, Fische und Milch. Auch an Wildpret, Hühnern und Ziegen fehlte es uns nicht, aber an Rindfleisch war nicht zu denken, obgleich ein Ochse nur 2 Rthlr. gilt. Man gab mir wohl den Rath, einen Ochsen zu erschießen; allein ich

---

*) Der Betel ist eine Pfefferstaude, deren Blüthen mit der Arekanuß in ganz Südasien gekauet werden. Die Arekanuß wächst an der Areka-Palme (Areca catechu). Diese Palme steht der Kokuspalme an Größe und Schönheit nach, ist aber durch ihren bittern Saft gegen alle Insekten gesichert, so daß sie stets in ausgezeichneter Frische dasteht. Die Nuß dieser Palme, die höchstens 70 Jahr alt wird, gleicht einem Taubenei, und es sitzen oft 150, ja bisweilen 250 Nüsse an einem einzigen Büschel. Vom 7ten Jahre an trägt die Palme, und ist sie ganz ausgewachsen, oft 6 bis 7 Traubenbüschel. Die Nuß wird reif und unreif gebraucht, abgekocht, in Kalk gelegt, zerschnitten und mit Betel gekauet. Der Athem wird dadurch wohlriechend, die Zähne aber schwarz, wie bei dem in Europa gebräuchlichen Gift, dem Tabak, der Speichel färbt sich roth, und wird in großen Massen hervorgelockt. Manche setzen noch Moschus hinzu. Wer das Betelkauen nicht gewohnt ist, wird natürlich davon berauscht. Der Geschmacksinn leidet außerordentlich, und ganze Völker werden durch solche Reitzmittel abgestumpft. Man vergleiche den vorigen Theil dieser Reisen, S. 13.

wagte es nicht, so die Volkssitten zu beleidigen. Schafe findet man bei den Burmhanern nicht, dagegen viele Ziegen, weil die viele Milch geben.

Wie hin und wieder in den katholischen Kirchen Steine gefunden werden, worein die Fußtritte der Heiligen eingedrückt sind, so auch hier. Wir trafen einige Granitplatten, 6 Fuß lang und 3 Fuß breit und mit einem Dache versehen. Darin waren die Fußtritte von dem Hauptgotte Gaudma. Die Fläche des Fußes ist mit vielen Sinnbildern geziert, 2 verschlungene Schlangen bilden die Ferse, und 5 Schnekken die 5 Zehen. Da sich ein ähnlicher Stein auf Ceilon befindet, so glauben die Verehrer des Gaudma, daß der Gott mit einem Fuß habe in Hinterindien, mit dem andern auf Ceilon gestanden.

Auf einem Spaziergange begegneten uns 18 Frachtwagen, die nach Ummerapura fuhren. Sie waren besser gebaut, als man sonst die indischen Frachtwagen findet. Jeder Wagen ward von 6 Büffeln gezogen, und einige Büffel gingen ledig nach, um im Falle der Noth als Ersatzmannschaft zu dienen. Ein Dach von Bambus mit bunter Leinwand überzogen, hielt den Regen ab. Auf den Wagen befanden sich, außer den Waaren, auch die Familien der Fuhrleute, mit Weib, Kind, Affen, Katzen und Papageien. Jeder Ochse hatte eine Glocke am Halse. Des Nachts schließen die Fuhrleute einen

Kreis und zünden darin Feuer an, um die Tiger abzuhalten.

Während unsers Aufenthalts in Miadäh erhielten wir von den Vornehmen der Umgegend viele Besuche. Die Leute ließen sich jedes Mal erst anmelden, kamen dann gebückt hinein, setzten sich auf die Fersen, und überreichten ein Geschenk an Früchten, das ich bei den Weibern mit mousselinen Kopfbinden, bei den Männern mit seidenen Schnupftüchern erwiederte.

Den 22sten reisten wir von Miadäh ab, und kamen nach 2 Tagen zu einer hübschen Stadt, Namens Longi, bei welcher der Fluß in 2 Arme getheilt ist, jeder 500 Ellen breit. Longi heißt wörtlich das lange Tau. Diesen Namen hat die Stadt von einem lang hinlaufenden Steindamm, der eine kleine Felsenspitze der Insel, die beide Flußarme trennt, mit dem Festlande verbindet, und fast wie ein Tau aussieht. Die Eingebornen erzählen, es sei vor 100 Jahren ein Tau den Fluß herunter geschwommen, hier hängen geblieben und in Stein verwandelt. Wenn auch dem nicht so ist, so verdient es doch bemerkt zu werden, daß der Ava-Fluß wirklich Sachen versteinert. Ich besuchte hier mit Buchanan ein Kloster, das besser als die gewöhnlichen aussah. Wir stiegen ohne Weiteres die Stufen hinauf und gingen hinein. Ein Menge kleiner vergol-

deter Gaudmabilder standen auf einer Bank, und da es grade Festtag war und die Gebetsstunde sich nahete, gingen viele Leute auf und ab. Der Prior des Klosters saß auf einem hohen Gerüst, und wunderte sich nicht wenig über unsre fremde Kleidung. Er überreichte mir ein Blatt, worauf eine fromme Ermahnung stand.

Weil ein Kind des Maywuhn krank ward, so mußten wir in Longi einige Tage verweilen. Alle Aerzte aus der Umgegend, 20 an der Zahl, kamen herbei, ein Eilbote mußte aus der Hauptstadt Arzeneien und noch einen Arzt holen. Doch ward außer Thee von Quendel und einigen andern Kräutern weiter nichts angewendet, als Beschwörungsformeln. Die Aeltern des Kindes knieeten fast Tag und Nacht am Bette desselben. Wir benutzten die Muße zur Jagd auf der schönen Insel, und würden viel erlegt haben, wenn uns nicht die Spuren von Tigern von dem Dickicht abgehalten hätten.

Die Ochsen, welche hier zum Ackern und Fahren gebraucht werden, sind sehr stark; zwei ziehen in schwerem Boden einen Pflug. Mädchen fahren mit Büffeln im Galopp. Mein portugiesischer Diener kaufte hier einen ganzen Wagen voll Hühner in der Umgegend für unsere Küche auf. Er kam auf seinen Streifzügen auch in ein Dorf, das von Kiähnen bewohnt war. Diese bilden eine eigne Völker-

schaft, die sonst die Gebirge von Arracan bewohnte, von den Burmhanern aber in die Ebene gezogen ward. Von der Küste bis Prome hatten wir eine andere, von diesen und von den Burmhanern abweichende, Völkerschaft gefunden, Karianer genannt, und von sehr friedlicher Gesinnung.

Wir erhielten in Longi einen unerwarteten Besuch. Ein eingeborner Portugiese, Namens Dsansi, der wegen Theilnahme an dem Seeraube eines englischen Fahrzeuges war angeklagt worden, bekleidete in Rangoon das Amt eines Hafenaufsehers und Oberzolleinnehmers. Ihm verdankt Rangoon sein Steinpflaster, mehrere Brücken und andre zweckmäßige Einrichtungen. Er lebt schon 40 Jahr in dieser Gegend, und ist lange in Staatsdiensten, kann aber weder lesen noch schreiben, spricht auch schlecht burmhanisch und nicht besser portugiesisch. Dieser wichtige Mann war bei unsrer Anwesenheit in Rangoon in der Hauptstadt, und ward uns jetzt von da aus entgegengeschickt. Er kam in einem Prachtbote an, das von uniformirten Ruderknechten bewegt ward, und besuchte zuerst den Maywuhn, dann mich. Sein Aufzug sah lächerlich aus. Er trug einen langen Sammetrock mit Gold besetzt, einen Hut mit breitem Rande, und mit goldenen Tressen. Er begrüßte mich halb europäisch, halb asiatisch und sagte, daß ihn der Lotu (große Staatsrath) abge-

schickt habe, um mich zu empfangen und mir zu melden, daß 3 Officiere auf des Königs Befehl mich 7 Tagereisen von der Hauptstadt begrüßen würden, und daß der König eins seiner Böte, von 2 Kriegsböten gezogen, dahin entgegen schicke. Die Ehre, von andern Böten gezogen zu werden, ist sehr groß, sie gründet sich darauf, daß der Gezogene so vornehm ist, daß die Ruderknechte nicht mit ihm zugleich an Bord sein können.

Auf unsrer weitern Fahrt kamen wir vor einer ansehnlichen Handelsstadt vorbei, Migeung-jä, d. h. Krokodilenstadt genannt. Es lagen hier über 100 große und viele kleine Böte, welche Reiß, Zwiebeln, Knoblauch und Oel für die Hauptstadt geladen hatten. Die Meierhöfe in dieser Gegend waren nett gebauet; alle hatten einen umzäumten Viehhof und Hecken umgaben die Reiß- und Gemüsefelder. Oberhalb der Stadt sahen wir die Leute mit der Indigoernte beschäftigt, und bei einer andern Stadt waren viele Obstgärten, mit Pisang-, Mango- und andern Bäumen bepflanzt. Vor einem Dorfe kamen wir vorbei, welches das Dorf der goldnen Böte hieß. Dieser Name kommt daher, weil das ganze Dorf von Schiffern bewohnt wird, die im besondern Dienst des Königs stehen, und weil Alles, was dem König gehört, den Beinamen golden führt. So sagen die Burmhaner: er kommt von den gold-

nen Füßen (vom König) — das hat das goldne Ohr erreicht (der König hats gehört). Als Geld wird hier das Gold nicht gebraucht; es dient nur als Schmuck und zu Geräthen. Das Meiste wird zur Verzierung der Tempel gebraucht.

Oberhalb des erwähnten königlichen Dorfes kamen wir nach Jaïnangium *), d. h. Steinöl-Bucht. Eine Meile östlich von hier sind sehr berühmte Steinölbrunnen, welche nicht allein das ganze burmhanische Reich, sondern viele Gegenden Indien's mit Steinöl versorgen. Wir fanden in dieser Gegend viel versteinertes Holz, und man versicherte uns, daß selbst oft die Baumblätter versteinert würden, ehe sie verweseten. Die ganze Bucht war mit Fahrzeugen besetzt, die Oel luden. Ungeheure Haufen von irdenen Krügen standen mit Oel am Ufer, sowohl innerhalb des Ortes, als in der Umgegend. Sie waren so auf einander gethürmt, wie die Kugeln in den Festungen. Die ganze Gegend ist von Töpfern bewohnt, die nichts als Oelkrüge verfertigen. Der Geruch dieses Oels ist sehr widrig, die Farbe dunkelgrün, und wohin wir den Fuß setzten, traten wir in Oel, weil beim Ab- und Einladen nicht sel-

*) Wegen der Kleinheit des Maßstabes unsrer Karte, konnten wir hier und bei Tibet nicht alle Namen auf dieselbe tragen.

ten Flaschen zerschlagen werden. Die Brunnen, woraus das Steinöl geschöpft wird, liegen in einer sandigen Gegend. Es gibt deren mehrere hundert. Sie gleichen den gewöhnlichen Bergschachten, und sind mit Holz ausgesetzt. Um sie weniger tief zu haben, schaufelt man oben einen Kessel aus und bahnt dazu nach dem Brunnen hin einen treppenförmigen Gang. Man schöpft das Oel vermittelst eines wasserdichten Korbes, der an einer Winde hängt, heraus. Das Graben des Brunnen ist schwierig, weil die untern Lagen hartes Gestein haben, und nicht selten die Stickluft, welche sich in der Tiefe befindet, Arbeiter tödtet. Erschöpft sich ein Brunnen, so wird in die Erde entweder eine neue Oeffnung getrieben, bis man auf Oelquellen kommt, oder man vertieft den Brunnen. Die meisten Brunnen sind 4 Schuh weit und 30 Klaftern tief. Die gefüllten Krüge werden neben einander in Körbe gesetzt und diese auf Wagen gestellt, welche Ochsen ziehen. An Ort und Stelle kosten 300 Krüge nur 25 Silbergroschen Preuß. Man gebraucht das Oel zu den Lampen, zur Bestreichung von Böten und Holzwerk an den Häusern, und auch als Arznei bei Hautausschlägen und Erkältungen. — Bei Pegu findet sich gleichfalls das Steinöl, aber bloß auf dem Wasser schwimmend. Das südliche Asien scheint überhaupt reich an Steinöl zu sein, besonders die

jetzige Asiatische Türkei, z. B. die Gegend um Bagdad. Es ist dieß unstreitig der wohlfeilste Lichtstoff. In Oberschlesien und in andern Gegenden, wo Steinkohlen angetroffen werden, gewinnt man künstlich ein Steinöl, — Steinkohlentheer.

Auf unsrer ferneren Reise sahen wir mehrere bedeutende Handelsstädte, lernten die hiesigen Seiden-Manufakturen kennen, die aus chinesischer Seide dichte starke Zeuge liefern, welche schöne helle Farben haben. Den 6ten Juni kamen wir bei vielen Tempeln vorbei. Als Dr. Buchanan zum Kräutersammeln ausging, fand er einen Stier, der so eben von einem Tiger erlegt, aber durch Bauern demselben wieder abgejagt war, die dem Stier die Haut abzogen, weil sie das Fleisch nicht essen. Je weiter wir nach Norden kamen, desto stärker ward die Bevölkerung, und jeder Hügel hatte seinen Tempel.

In der Stadt Niunda, wohin wir den 9ten kamen, erwarteten die Abgeordneten aus der Hauptstadt unsre Ankunft. Hundert Ellen vom Gestade war mir zu Ehren ein Gebäude errichtet. Ich wurde in demselben von allen burmhanischen Herren mit großer Ehrerbietung empfangen. Auf einer Seite des Zimmers, lag auf einer Erhöhung ein Teppich, worauf ich mich niederließ. Die Hauptpersonen waren ein Wundok (Staatsrath) vom 2ten Range, die andern 2 Statthalter und ein General. Alle trugen

den Tsalo, d. h. die Adelskette. Nach einer kurzen Unterredung erschien eine Schaar Spielleute und junge Tänzerinnen. Die Trommeln, Großtommeln (Gongs) indianische Guitarren, burmhanische Harfen und Geigen, nebst Klarinetten, betäubten uns fast. Die Tänzerinnen stellten die Tänze verschiedener Völker dar. Der Cassay'sche Tanz kam darunter den englischen Tänzen am nächsten, indem er vom schnellen Takt zum langsamen plötzlich übergeht.

Die Läden in der Stadt Pegam, die wir von hier aus besuchten, und die einst die Residenzstadt vieler Könige nach einander war, enthielten besonders lakirte Waaren, Dosen, Schalen u. dgl. Sie hatten einen feinen Firniß, und waren theils mit Figuren, theils mit Blumen bemalt. Auf dem Markt oder Bazar fanden wir in den Gemüsebuden Reiß, Hülsenfrüchte, Zwiebeln und andre Küchengewächse. Außer frischen Fischen waren hier auch todte Eidechsen zu haben, die für den Burmhaner einen Leckerbissen ausmachen. Fleisch von Säugethieren und Vögeln war aber nicht zu sehen. In einer Vorstadt sahen wir Leute, die aus Sesamsamen Oel preßten. Es waren 200 Mühlen dazu vorhanden, jede ward von einem Ochsen getrieben. Dieses Zusammensein gleichartiger Gewerbe ist im burmhanischen Reiche eben so, wie in China. Wir fanden

z. B. auch eine Straße, worin lauter Grobschmiede wohnten *).

„Der Sesam (sesamum) gehört zu den Rachenblumen und kommt in mehrern Arten vor. Der morgenländische (orientale) hat eirunde, ungezähnte Blätter, wächst wild in Aegypten, in Vorderindien, und auf Ceilon; wird aber in vielen Gegenden auch angebauet. Das helle, süße, fette Oel, was man aus dem Samen preßt, wird zu Speisen und zu Salbungen in den Bädern gebraucht. Man genießt auch den Samen so. Samen und Oel sind im Morgenlande wichtige Handelsgegenstände.

Pegam liegt unterhalb Miunda, am Flusse, und trägt die Spuren mancher Zerstörungen und Verwüstungen an sich.

Den 11ten Heumond nahm ich von dem königlichen Boote Besitz, vom Wundok und von Baba-Schihn, dem Befehlshaber von Rangoon dorthin begleitet. Das äußere Verdeck hatte Raum für 32 Ruderer; allein die Ruderer fehlten jetzt, da das Boot gezogen werden sollte. Das Innere war in drei kleine niedliche Zimmer abgetheilt; Fußteppiche bedeckten den Boden und Kattune die Decken und Wände.

*) Sollte das deutsche Innungswesen nicht aus Asien stammen?

Oberhalb Niunda erhebt sich das östliche Flußufer bis auf 100 Fuß über dem Fluß. Wir erblickten darin einige Oeffnungen, die Thorwegen glichen, und sonst die Eingänge in Einsiedler-Wohnungen bildeten, denen man hatte die nothwendige Nahrung an einem Seile hinab lassen müssen. Am 12ten kamen wir vor einer Tabakpflanzung vorbei, und fanden Leute, die sich mit dem Verkauf von Lepac oder eingesalzenen Theeblättern beschäftigten. Diese Blätter werden nordöstlich von Ummerapura gewonnen, stehen den chinesischen bei weitem nach und werden selten uneingesalzen gebraucht.

Je weiter wir nach Norden fuhren, je mehr nahm der Ackerbau und die Volksmenge zu. Der Fluß war an einigen Stellen ½ bis 1 deutsche Meile breit. Den 13ten Juni kamen wir vor einem Ort vorbei, der Chinesenstadt hieß, darum so genannt, weil hier ein chinesisches Heer in früheren Zeiten geschlagen war, welches das Reich erobern wollte. — Unter den Ruderern, die in den Kriegsböten mein Boot fortbewegten, waren einige Leute, deren Gesichtszüge von den Burmhanischen bedeutend abwichen und denen der Bengalen (der Bewohner des Nieder-Ganges) ähnelten. Ich erfuhr, daß sie Cassayer, und zur Zeit, als die Burmhaner in ihr Land eingefallen, mit fortgeführt wären. Es ist nämlich in Asien gewöhnlich, daß in Kriegen der

Eroberer aus den Ländern, die er nicht zu behalten gedenkt, eine Anzahl junger Mannschaft wegführt, um so das eigne Gebiet stärker zu bevölkern.

In der Stadt Sumei-Kium, vor der wir vorbei kamen, befindet sich die größte Salpeter- und Pulverfabrik des ganzen Königreichs. Weder Salpeter noch Pulver dürfen aus Burmhan ausgeführt, auch nicht das geringste davon im Lande ohne besondre Erlaubniß verkauft werden. Hinter Sumei-Kium sahen wir herrliche Tabakspflanzungen, und eine große Menge Ziegelöfen, die alle Bau-Stoffe für Tempel lieferten, obgleich überall, wohin wir das Gesicht wandten, Tempel standen. Herrliche Inseln, mit Dörfern und Städten besetzt, geben dieser Gegend einen eigenthümlichen Reiz, und ein besonderes Leben. In der kleinen Stadt Sandacht (zu deutsch Elephantendorf) worin wir übernachteten, so wie in dessen Umgegend wohnten nur Elephantenaufseher als königliche Diener, indem hier der König allein das Vorrecht hat, Elephanten zu halten und darauf zu reiten. Der König ertheilt seinen Dienern dieß Recht, und bezeigt ihnen dadurch große Ehre. Bisweilen wird auch einer durch diese Ehre ins Verderben gestürzt, weil ihn die Elephanten arm fressen. Man erzählt, daß die asiatischen Herrscher sollen die Großen, die ihnen zu mächtig scheinen, mit einer Anzahl Elephanten beschenken, die diese, aus

Rücksicht auf den Geber prächtig halten müssen, weil sie sonst für Demagogen gelten. So schwächt der König den Einfluß, den diese Leute durch ihr Vermögen haben. Der burmhanische König soll 6000 Elephanten besitzen. Man schätzt hier die männlichen Elephanten weit höher als die weiblichen. In Vorderindien ist dieß umgekehrt.

Ein entgegengesetzter Wind, und die Fülle des Wassers im Strom machte unsre Fahrt vor Ava schwierig. Der Strom hatte jetzt seine periodische Ueberschwemmung, die bei ihm, wie beim Nil, nicht durch Regengüsse, sondern durch Gebirgswässer erzeugt wird, und heilsam auf das Land wirkt, was wenig Regen hat. Um dem starken Strom auszuweichen, fuhren wir auf dem Ueberwasser durch Bäume, Sträuche und Schilf. Man sagte uns, daß das Ueberwasser stets seine gewisse Höhe erreiche, über die es nicht ginge, so daß man sicher wisse, wo es zu fürchten sei, und wo nicht.

Die Stadt Ava, die ehemalige Hauptstadt des burmhanischen Reichs, nahm ich nur eilig in Augenschein. Sie wird in die obere und in die untere Stadt getheilt, beide sind befestigt. Die untere Stadt hat ¾ deutsche Meile im Umfang, die obere ist kleiner. Eine 30 Fuß hohe Mauer, und ein breiter Graben dienen als Festungswerke. Die obere Stadt

ist sehr fest, und kann als die Hauptfestung betrachtet werden. Man sieht allen Werken die Verfallenheit an. Epheu schlingt sich an die Mauern hinan, und Gebüsch unterwurzelt den Grund. Hin und wieder sieht man schon große Lücken in den Mauern. In der Stadt selbst erkennt man nur noch die Stellen, wo die hölzernen Häuser gestanden haben. Die Häuser selbst mußten bei der Verlegung der Residenz nach Ummerapura, dahin geschafft werden. Gras und Gesträuch nahm jetzt die Stellen ein. Unser Führer wies uns auch die Punkte, wo die einzelnen königlichen Gebäude gestanden haben. Platanen und Bambusrohr schienen jetzt daselbst über Dornen und Gräser zu herrschen. Zwei Häuser, aus Ziegelsteinen erbauet, die Fremden angehört hatten, standen noch ziemlich ganz da, nur die Dachstühle waren eingefallen. Fledermäuse hatten darin einen sichern Aufenthalt. Sie flogen uns schrecklich ins Gesicht, als wir sie in ihrer Ruhe störten. Eine große Masse Tempel witterte dem Untergange entgegen. Die Burmhaner reißen nie Tempel ein; sie bauen nur welche auf; die Zerstörung der unbenutzten wird den Naturkräften überlassen. Einer der verfallenen Tempel ward noch gebraucht, um darin feierliche Eide abzulegen. Zumal thun dieß hohe Beamte, z. B. Minister und Generale. Wer einen in diesem Tempel gethanen Eid verletzt, hat ein weit abscheu-

licheres Laster begangen, als wer überhaupt einen falschen Eid geleistet.

Oberhalb Ava erblickten wir die Thürme und Spitzen von Ummerapura. Westlich liegt eine andere Stadt an der andern Seite des Flusses, Tschahagaing, zwischen Ava und Ummerapura. Sie war früherhin auch ein Mal die königliche Residenz, liegt an einem schroffen Hügel, bildet gegen das traurige öde Ava einen freundlichen Gegensatz, ist auf zwei Bergspitzen liegend, mit schneckenförmigen Gängen und schön gehaltenen Tempeln geziert, und erschien uns deßhalb noch schöner, weil die Sonne herrlich sie beleuchtete, und der angeschwollene Fluß einen lebendigen Vorgrund davon bildete. Ummerapura, das niedrig liegt, tauchte jetzt so eben aus dem Wasser heraus, die Wogen schienen es überwältigen zu wollen, und die vielen Böte, die auf dem Wasser sich bewegten, bildeten einen Kranz um die Stadt. Eine Hügelkette gab diesem anmuthigen Gemälde einen Hintergrund. Eigentlich liegt die Stadt nicht am Flusse selbst, sondern an einem See, der mit dem Flusse in Verbindung steht. Der Stadt gegenüber, an der andern Seite des Sees war bei einem Dorfe, in einem schönen Hain für uns eine Wohnung bereitet. Wir ruderten dahin und wurden bei unserm Aussteigen von Baba-Schihn und einigen Unterbeamten empfangen. Diese begleiteten

uns nach der Wohnung, die 300 Schritte vom Ufer lag, und herrlich von dick belaubten Palmen und Bäumen beschattet war. Am Eingange des Hauses empfing uns der Oberstatthalter von Pegu, ein Statthalter einer Provinz, die an China gränzt, und der Wundok. Unser Gespräch fiel gleich auf die Erdkunde von Europa. Der Wundok sagte mir darauf, daß der König auf einige Monate die Hauptstadt verlassen habe, und auf einem Sommersitze verweile, wo er Gaudma zu Ehren, einen prächtigen Tempel baue, und daß er bald zurück erwartet würde. Dann fügte er bei, daß alle Befehle zu unsrer Bequemlichkeit gegeben wären, daß Baba-Schihn würde deßhalb neben uns wohnen, daß ich aber nicht möchte nach der Stadt kommen, weil es den burmhanischen Sitten zuwider sei, daß der Gesandte vor seiner feierlichen Audienz ausgehe, daß ich mir möchte indeß auf der Seite des Sees, wo unsere Wohnung liege, nach Belieben Bewegung machen, da dieß die Europäer zu lieben pflegten; gab mir aber freundschaftlich den Rath, nicht zu weit zu gehen, da das Weitgehen mich in den Augen des Volkes herabsetze *).

Meine Wohnung war besser, als die burmhanischen Häuser gewöhnlich zu sein pflegen. Ich hatte

*) Lächeln wir nicht. Ist es in Europa, besonders in manchen Gegenden anders?

2 große Zimmer und ein Vorgebälk (Balkon). Für Wood war ein kleineres Haus hinter dem meinigen, und für Buchanan eins errichtet im rechten Winkel mit diesen beiden. Kleinere abgesonderte Hütten nahmen die Garde und das übrige Gefolge auf. Ein Bambuszaun umgab das Ganze. An den 2 Eingängen waren Schubben für die burmhanischen Wachen angebracht, die wohl uns nicht allein beschützen, und beehren, sondern auch bewachen sollten. Am Rande des Haines befanden sich ähnliche Häuser für 3 chinesische Abgeordnete errichtet, die etwa zwei Monate vor uns zu Ummerapura eingetroffen waren. Man suchte sie uns als unmittelbare Gesandte aus der Hauptstadt Peking darzustellen; allein sie waren nur aus einer Gränzprovinz in Handelsangelegenheiten gesandt, wurden aber mit vieler Ehrerbietung und Aufmerksamkeit behandelt.

Da jeder ansehnliche Beamte in Burmhan einen öffentlichen Audienzsaal (Rhum genannt) besitzt, worin er alle Befehle öffentlich vorliest, die er von den höhern Behörden empfängt: so wurde vor meiner Wohnung gleichfalls ein solcher Saal errichtet. Es ist ein eigenthümlicher Zug in der Verwaltung des burmhanischen Reichs, daß große Oeffentlichkeit darin herrscht und alle Geheimnißkrämerei verbannt ist. Die Burmhaner behaupten besonders, die Gerechtigkeit (Justiz) müsse öffentlich gehandhabt werden; und

der Ort, worin sie ihren Sitz habe, Allen zugänglich sein. Mir sollte mit der Erbauung eines öffentlichen Audienzsaales zugleich eine Ehre erwiesen werden.

Meine Zimmer waren aufs beste mit Teppichen belegt, nur Tische und Stühle hatte ich selbst mitgebracht. Reiß, Butter, Gemüse, Gewürz, Salz, Tamarindenmuß *), Brennholz, Kochtöpfe und was sonst nöthig war, reichte man uns in Ueberflusse. Ja, damit mein Gefolge sich nach Belieben mit Tabak, Betel und andern Kleinigkeiten versehen konnte, theilte man 80 Rthlr. unter dasselbe aus. Nur mit Mühe konnte ich mich selbst dieser Freigebigkeit entziehen.

Nachdem wir uns in unsrer Wohnung gehörig eingerichtet hatten, so besahen wir die umliegende Gegend. Hinter unserm Haine war eine große Ebne, die voriges Jahr Reiß getragen hatte, jetzt aber ausgedörrt da lag. Düstere und schroffe Gebirge begränzten südwestlich den Gesichtskreis. In den Dörfern der Umgegend wohnten viele Cassayer, nach ihrer Hauptstadt hier Munipuren genannt. Sie

*) Die Tamarinde (Tamarindus) ist ein Baum, der Akazie nicht unähnlich. Die Hülsenfrucht dieses Baums ist mit einem Muß (einer breiartigen Masse) angefüllt, das säuerlich = süß schmeckt, als Speise und als Arzenei gebraucht wird.

waren in ihrer Kindheit ihrer Heimath entrissen, und schienen sich hier recht glücklich zu fühlen. Sie übertreffen in einzelnen Beschäftigungen die Burmhaner, besonders in der Gärtnerei und Landwirthschaft, und führen deßhalb ein sehr behagliches Leben. Sie bringen nach der Hauptstadt das meiste Gemüse, besonders Hülsenfrüchte und Zwiebeln. Alle Morgen rudern Weiber in Böten, von einem Manne begleitet, mit Gemüse über den See. Sie fahren früh in der Stille ab; kommen aber des Abends jedes Mal mit einem Chorgesange zurück, den sie mit Ruderschlägen begleiten. Sie bereiteten uns auf diese Weise alle Tage eine Abendmusik. Burmhaner und Cassayer singen gern bei der Arbeit und machen sich dieselbe dadurch leicht.

Leider aber waren die Chinesen, welche in unsrer Nähe wohnten, auch Freunde der Tonkunst und sie hatten eine Bande von Musikanten bei sich, die den ganzen Tag uns wahrhaft quälten. Das schreckliche Getöse, das sie mit ihren Trommeln, Cymbeln, Hackebretern und Blasehörnern machten, läßt sich nicht beschreiben. Besonders störten sie uns in den Spätabenden bis vor Mitternacht. Zu unserm Glück wurde der Vorsteher der Gesandtschaft sehr krank und ließ deßhalb den Lärm einstellen. Allein kaum war er gestorben, so ging unser Elend wieder an, und dauerte ununterbrochen bis zur Ab-

reise der Chinesen fort. Den Burmhanern fiel selbst der Gegensatz auf, den wir mit den Chinesen bildeten. Diese verließen nie ihre Wohnung, außer um auf weichen Polstern sich etwas zu wälzen, und in der Abendkühle an den Ufern des Sees, 2 bis 300 Schritt von ihrem Hause Tabak zu schmauchen. Wir dagegen hatten gewöhnlich schon vor dem Frühstück zu Fuß oder reitend eine Meile zurückgelegt. Die Eingebornen waren auf unsern Lustwandelungen gegen uns sehr ehrerbietig. Sie warfen sich alle vor uns auf die Erde nieder. Eine Ehrenwache von sechs bis acht burmhanischen Soldaten begleitete uns stets.

Die Abbrennung mehrerer Schwärmer verrieth uns die Ankunft des Königs, die im übrigen ohne allen Prunk war. Unsere Vorstellung bei Hofe verzögerte sich aber noch lange; wahrscheinlich, weil die Burmhaner unsere Pläne vorher erst recht erkunden wollten, um darnach ihre Maßregeln zu nehmen. Eine Mondfinsterniß, welche von den Burmhanern einem bösen Geist zugeschrieben wird, brachte einen Aufschub in alle Staatsgeschäfte. Nach diesem unseligen Ereignisse wurden die Sterndeuter versammelt, um den besten Tag zu unsrer Vorstellung anzugeben, und sie brachten heraus, es sei der 20ste August dazu am geeignetsten. In meinem Audienzsaale ward erst auf eine feierliche Weise eine Abschrift von mei-

nem gesandtschaftlichen Schreiben gemacht, was ich dem Könige überreichen wollte; ein armenischer Dolmetscher machte eine Uebersetzung davon, um vor der Uebergabe desselben den König mit dessen Inhalt bekannt zu machen. Zugleich überreichte ich bei dieser Gelegenheit eine Schrift an den hohen Rath des Königs, worin ich die freundschaftlichen Absichten aus einander setzte, in denen ich gekommen sei, und worin ich bat, mich mit solchen Dienern des Königs in Verbindung zu setzen, die diese Geschäfte bearbeiteten. Nach dieser Feierlichkeit, bei der ich mich gegen den Piasaht (die Spitze des kaiserlichen Palastes) verbeugen mußte, erhielt ich einen feierlichen Besuch von vielen vornehmen Beamten. Darunter war auch der oberste Elephantenmeister; der in Burmhan keine geringere Rolle spielt, als an den europäischen Höfen der oberste Pferdemeister (Hofmarschall). Alle diese Herren waren niedlich in Sammet und geblümten Atlas gekleidet, und mit der Adelskette geziert. Ihre Kleider hatten weite Aermel, und taftene hellgrüne Kappen bedeckten das Haupt. Drei, welche vornehmer als die andern schienen, hatten eine Flechte von Goldblättern um die Kappe. Ein zahlreiches Gefolge trug diesen Herren eine Menge Geräthe nach, als Betelbüchsen, Wasserflaschen, Trinkgeschirre und Spuckbüchsen. Ich setzte ihnen Thee und Eingemachtes vor. Letz-

teres aber behagte ihnen nicht, und ersteren tranken sie gleich den Chinesen, ohne Milch und Zucker.

Unsern Aufenthalt bei Ummerapura benutzten wir so viel als möglich, um unsere Nachrichten, die wir schon unter Weges über das burmhanische Reich eingezogen hatten, zu erweitern. Wir theilen hier das Wesentlichste davon mit.

Die Burmhanen verehren einen Gott, den sie Gaudma (Gautum) nennen, und der kein andrer, als Budh oder Foe *) ist. In einigen Stücken scheint ihre Gottesverehrung von der der Budhisten in China abzuweichen; im Wesentlichen stimmen sie aber damit überein; beider Geistlichen haben gleiche Kleider. Die Burmhaner leiten ihren Glauben von Ueberlieferungen aus der Insel Ceilon ab **). Ihre Gottesverehrung soll von da aus sich nach Arracan, von da aus nach Ava und wahrscheinlich so weiter herüber nach Siam und China verbreitet haben. Die Burmhaner glauben an die Seelenwanderung, an eine Belohnung und Bestrafung nach dem

*) Man vergleiche den 5ten Theil unsrer Reisen, S. 79 f.

**) Der größte Wunsch des burmhanischen Königs, den er gegen Cox äußern ließ, bestand darin, daß der englische General-Gouverneur von Ostindien den König von Candy auf Ceilon dahin bewegen möchte, daß er ihm den Zahn des Gaudma, der zu seinen Reichskleinodien gehöre, übersende.

Tode, als auch an eine göttliche Barmherzigkeit und Milde. — Die Gesetze der Burmhaner sind, ihrer Erzählung nach, gleichfalls göttliche Offenbarungen, dem Propheten Menu *) in 300,000 Versen mitgetheilt, und späterhin von den alten Weisen, den Munis mit vervollständigenden Erklärungen versehen. Das Gesetzbuch vereinigt manches Sinnige mit einigem Unsinnigen. Die bei den alten Deutschen vorkommenden Gottesurtheile in Feuer- und Wasserproben fehlen darin nicht. Als Beispiele mögen folgende Stellen aus dem Gesetzbuch hier stehen:

„Ein unterdrücktes Land gleicht der Milch, die mit Wasser vermischt ist. — Ein weiser Fürst ist seinem Volke so theuer, wie ein Arzt einem Kranken, wie ein unerwartetes Licht dem Blinden, wie der Vollmond in einer Winternacht, und wie Muttermilch dem säugenden Kinde." — „Die Strafe desjenigen, welcher ein ungerechtes Urtheil fället, soll größer sein, als wenn er tausend Frauen, tausend Priester, oder tausend Pferde umgebracht hätte" (eine eigne Zusammenstellung: Frauen — Priester — Pferde!)

Die 10 Gebote der Burmhaner heißen: 1) Du sollst kein Thier tödten, 2) nicht stehlen, 3) nicht

---

*) Den Menu halten die Indier für einen Enkel des Gottes Brahma. Er ist der erste Mensch, der größte König und der weiseste Prophet. Sein Name erinnert an den weisen Minos auf Creta.

ehebrechen, 4) nicht lügen, 5) nicht unverträglich sein, 6) nicht zürnen, 7) kein albernes Geschwätz führen, 8) nicht nach des Nächsten Gut trachten, 9) kein Verlangen haben nach des Nächsten Tode, 10) nicht an falsche Götter glauben. — Ein burmhanischer Oberpriester äußerte sich über den sittlichen Wandel also: „Wer da stirbt, ohne sich auf Erden das Verdienst guter Thaten erworben zu haben, der gleicht einem Wanderer, der ohne Lebensmittel durch unwirthbare Wüsten reiset, einem Mann, der ohne Waffen sich in eine Gegend wagt, worin Räuber und wilde Thiere hausen, endlich dem, der in einem kleinen lecken Boot über einen großen ungestümen Wirbelstrom setzen will. — Wer sich von den fünf Werken des Fleisches, oder den Vergnügungen der fünf Sinne hinreißen läßt, der gleicht einer Motte, die so lange um das Licht flattert, bis sie in der Flamme ihren Tod findet; er gleicht einem Thoren, der auf der Spitze eines Schwertes etwas Honig sieht, und gierig darnach haschend, sich das Schwert ins Haupt stößt.“

Wundersam ist in dem burmhanischen Gesetzbuch die Angabe, wie dem Fürsten wird im Himmel das Wohl und Weh des Landes angerechnet werden, nämlich zum 6ten Theil. Der Diebstahl wird im burmhanischen Reich das erste Mal mit Brandmarkung auf der Backe, das zweite Mal mit Abhauung

eines Armes, und das dritte Mal mit dem Tode bestraft.

Der burmhanische Hof ist glänzend ohne Verschwendung, zahlreich, aber nicht müßig und verwirrt; denn jeder hat sein Amt. Nach der königlichen Familie folgen die 4 Wuhngies (wörtlich Lastenträger — Staats-Minister). Sie bilden den königlichen Staatsrath, der sich täglich von 12 bis 4 Uhr versammelt, und von dem aus alle Befehle an die Statthalter in den einzelnen Landestheilen gehen. Vier Wundock sitzen mit im Staatsrath, haben aber keine entscheidende Stimme darin. Höher als die 4 Staatsminister stehen die 4 Minister des Innern, die zu allen Zeiten Zutritt zum König haben, die eigentlichen Kabinetsräthe sind und selbst die Beschlüsse der Staatsminister aufheben können. Ihre Macht scheint mehr eine hemmende, denn eine thätig einwirkende zu sein. Vier Staatsschreiber, vier Berichterstatter, vier Ceremonienmeister und mehrere andere Beamte sind den Ministern untergeordnt.

Der Adel erscheint in Burmhan als eine Last, denn er wird mit Ketten bezeichnet. Der gemeine Adelige trägt 3 Ketten von glattem Draht, der Baron drei Ketten von geflochtenem Draht, der Graf, Standsherr und Fürst 6, 9 und 12 Ketten; der König 24. Der Stand ist so wichtig, daß er überall erscheint. Die Form der Häuser, die Gestalt der Be-

teldose, die Kleidung, die Zierathen, genug fast Alles deutet den Stand des Besitzers an.

Die burmhanische Hoftracht ist sehr kostbar. Ein sammtnes oder geblümt atlassenes Gewand reicht bis zu den Knöcheln, und hat einen offenen Kragen und weite Aermel. Ueber dasselbe hängt ein fliegender Mantel von den Schultern herab. Gestickte Kappen zieren das Haupt, und Ohrringe dürfen gar nicht fehlen. Oft sind es drei Zoll lange Goldstäbchen, oft Goldplatten, und das von einer Schwere, daß das Ohrläppchen 2 Zoll herabgezogen wird. Die vornehmen Frauen nehmen sich nicht übel aus. Ihr Haar ist auf dem Scheitel zusammengebunden, und mit einer reich gestickten Binde umgeben. Ein zierliches Mieder reicht bis zur Magengrube, und darüber sitzt locker ein Jäckchen mit engen Aermeln. Um den Leib ist ein langes seidenes oder wollenes Gewand geschlagen, das bisweilen hinten nachschleppt. Gehen die Frauen aus, so schlagen sie noch über die Schulter ein seidenes Tuch. Den vollständig angezognen Frauen dürfen roth angestrichene Nägel und Handflächen nicht fehlen, wozu Pflanzensäfte benutzt werden; und weder Mann noch Frau kommen in eine anständige Gesellschaft, ohne die Zähne und die Augenlieder schwarz gefärbt zn haben.

Der Burmhan ist in seinem ganzen Wesen näher mit dem Chinesen, als mit dem eigentlichen Indier

verwandt. Sein Haar ist schwarz, grob und lang; den Bart reißt er sich aus. Bei seinen Arbeiten verbindet er Ausdauer mit Stärke und Geschicklichkeit. In die Schenkel und Fersen ritzt er sich allerlei Zeichnungen ein, denen er eine Art Wunderkraft zuschreibt. Eine sonderbare Entstellung findet man bei den Mädchen. Von Kindesbeinen an werden ihnen gewaltsam die Aerme nach Außen gedreht, wodurch das Ellenbogengelenk eine ganz verkehrte Lage bekömmt. Sonderbar, daß fast jedes Volk an seinem Körper schnitzelt, das eine am Kopf, das andre an Aermen und Beinen, das andere am Leibe u. s. w.

Die Verheirathungen sind bei den Burmhanern nur bürgerliche, keine kirchliche Vereinigungen, und darum das eheliche Verhältniß nicht so zart als bei christlichen Völkern. Will ein Jüngling heirathen, so macht seine Mutter oder eine andre bejahrte Anverwandte den Brautältern zuerst den Antrag. Wird derselbe wohl aufgenommen, so begibt sich ein Theil seiner Freunde ins Brauthaus, um über die Mitgift zu unterhandeln. Am Hochzeittage überschickt der Bräutigam der Braut 3 Anzüge und 3 Stück weißen Mousselin; auch wohl Schmucksachen, als Edelsteine, Ohrringe u. s. w. Die Brautältern richten ein Gastmahl aus, nach dessen Beendigung ein förmlicher Ehevertrag aufgesetzt wird.

Ein burmhanisches Leichenbegängniß ist sehr feier-

lich. Der Leichnam wird auf einer Bahre langsamen Schrittes getragen, die Verwandten folgen in Trauer, und Weiber gehen der Leiche voran, Trauerlieder singend. Die Bahre wird über einen Holzstoß gestellt, und dieser angezündet. Die nicht ganz verbrannten Knochen vergräbt man. Die Leichname armer Leute werden nicht verbrannt, sondern in den Fluß geworfen oder begraben. Leute von sehr hohem Stande balsamirt man ein, und bewahrt sie ein Paar Monate in einem Tempel oder in einem andern dazu bestimmten Gebäude. Zum Einbalsamiren nimmt man Honig.

Die Einkünfte des burmhanischen Königs bestehen in dem Zehnten von Allem. Sie werden selten in Gelde, fast immer in Waaren abgeliefert, und so auch wieder an die Beamten ausgezahlt. Das Geld bewahrt der König als einen Schatz auf.

Das ganze Volk der Burmhaner ist kriegerisch. Jeder Burmhan ist dienstpflichtig und hält den Krieg für die ehrenvollste Beschäftigung. Im Frieden aber geht jeder dem Friedensgeschäft nach; von dem Unglück Europa's, den großen stehenden Heeren weiß man hier nichts. Nur der König hat eine kleine Leibwache, und die Städte eine ganz geringfügige Bewachung. Bricht Krieg aus, so ergeht vom goldnen Palast ein Befehl an sämmtliche Statthalter, eine gewisse Anzahl Leute zu stellen, die regelmäßig

ausgehoben werden. Die Anverwandten des Einberufenen stehen für dessen gute Aufführung. Ja Verlassen des Heeres oder Verrätherei wird bisweilen an den Anverwandten mit dem Tode bestraft. Ein burmhanisches Heer ist daher in der Regel tapfer. In Friedenszeiten sorgt man übrigens für den Krieg. Zwanzig tausend Flinten sollen stets vorräthig liegen, freilich sind sie sehr schlecht, und wahrscheinlich alle solche, welche europäische Heere verbraucht und Händler hierher geführt haben. Die Hauptkriegszeuge sind die Kriegsböte. Jede Stadt von einiger Bedeutung, die an einem Flusse liegt, muß ein oder mehrere Böte stellen. Der König soll über 500 Stück verfügen können. Manche davon sind 80 bis 100 Fuß lang, aber keins über 8 Fuß oben breit. 50 bis 60 Ruderknechte machen die Bemannung aus, und sind mit Säbeln und Lanzen versehen. Auf der Vorderspitze befindet sich eine Kanone, von 6 bis 12 Pfund. Außer den Ruderknechten sind wohl noch gegen 30 Mann auf dem Boot, alle mit Flinten versehen. Rücken die Böte gegen den Feind an, so singt die Besatzung ein Kriegslied, und begleitet dasselbe durch Ruderschlag. In der Regel bemühen sich die Burmhaner, zu entern und so ein heftiges Gefecht anzuknüpfen. Der Kampf auf dem Wasser scheint ihnen so recht natürlich, und werth zu sein, denn sie treiben ihn in Friedenszeiten zur

Ergötzung, und stets, wenn ich es sah, habe ich ihre Geschicklichkeit bewundert. Eine Hauptgeschicklichkeit besteht darin, mit einem großen Boote quer über ein kleines zu rudern, und das so in den Grund zu senken. Die Ruderer rudern nach Umständen vorwärts und rückwärts. Deßhalb ist die Kanone auf einem Rückzuge auch noch nützlich.

Waffen zu tragen ist bei den Burmhanern so gewöhnlich, daß selbst die Bauern stets mit Säbeln und Schilden gerüstet sind. Die wilden Thiere mögen wohl diese Sitte erzeugt haben.

Das Gebot, kein Fleisch zu essen, schränken die Burmhaner in der Ausübung auf zahme Thiere ein, und essen Wildpret, jedoch halb verstohlen, so wie Gewürm, Eidechsen und Schlangen. Reiß mit wildem Sauerampfer oder zarten Baumblättern und etwas Oel, macht die gewöhnliche Speise des gemeinen Burmhaner aus.

Die Luft ist in Burmhan sehr gesund. Wir verloren nur einen Menschen durch Krankheit, ein andrer ward im Wald, wohin er allein gegangen war, von einem Tiger zerrissen. An Erzen soll das Land reich sein. An der chinesischen Gränze gibt es Gold- und Silbergruben; gleichfalls findet man dort Rubine und Sapphire. Wenige Meilen von Ummerapura wird ein Marmorbruch bearbeitet, der deßhalb heilig ist, weil alle Bilder des Gaudma da-

raus gearbeitet sind. Zu einem andern Zwecke wird kein Stück genommen. An Gewächsen zur Nahrung und Bekleidung fehlt es nicht. Besonders gehört hierher die Baumwolle, die nebst Bernstein, Elphenbein, Edelsteinen, Betelnüssen und Salanganennestern nach China geht, wogegen von da seidne Zeuge, rohe Seide, eingemachte Früchte, Papier und Stahlwaaren eingeführt werden. Der wichtigste Ort ist Bamu für diesen Verkehr. Wichtiger als der Handel mit den Chinesen ist der zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen des Reichs.

Ganz den Sitten der meisten asiatischen Völker zuwider, dürfen die burmhanischen Frauen und Mädchen eben so frei als in Europa, mit Männern umgehen. Nur bei öffentlichen Verhandlungen ist das weibliche Geschlecht mehr zurückgesetzt. So darf z. B. keine Frau in einem Gerichtshofe erscheinen; sie muß ihr Zeugniß außerhalb desselben ablegen. Auch darf keine Burmhanin das Land verlassen, was den Männern frei steht. Gleich den deutschen Frauen vom Stande im Mittelalter, beschäftigen sich die vornehmsten Burmhaninnen mit weiblichen Arbeiten, und halten ihre Dienerinnen dazu an. Bei einem Besuche, den ich der Mutter der Königin abstattete, sah ich in einer Halle 3 bis 4 Webstühle, woran ihre Jungfern arbeiteten. Weben ist hier wie in Norddeutschland, im Frühjahr die Hauptbeschäftigung der burm-

hanischen Frauen. In den meisten Häusern werden die baumwollenen und seidenen Zeuge zum eignen Bedarf gefertigt.

So roh und wild, verwüstend und zerstörend die Burmhaner im Kriege sind, eben so zart und gutmüthig erscheinen sie im häuslichen Kreise. Die Kinder beobachten genau die Ehrfurcht gegen die Aeltern, diese lieben jene zärtlich; und Alte, Kranke und Schwächliche können auf die sicherste Pflege rechnen. Nirgend findet man Bettler. Wer sich nicht selbst durch Arbeit erhalten kann, für den wird gesorgt.

Die Burmhaner theilen den Tag, welcher bei ihnen des Mittags anfängt, in 8 Theile, jeden zu 3 Stunden. Man bedient sich in den Häusern einer Art Wasseruhren. In jeder Stadt befindet sich in der Nähe des Oberhauptes, auf einem Bambus-Gerüst eine längliche Trommel, auf der mittelst eines Schlages die Zeit angegeben wird. In der Hauptstadt ist dazu ein sehr hohes gemauertes Gerüst erbauet, und man hört dort die Zeittrommel durch die ganze Stadt. Die Zeitrechnung der Burmhaner richtet sich mehr nach dem Mond als nach der Sonne, und ist nicht so genau als die unsrige. Der 8te Tag des zunehmenden Monds, der Vollmond, der 8te Tag des abnehmenden Monds, und der Tag vor dem Neumond werden als Sonn- oder Festtage gefeiert.



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Alle Geschäfte ruhen an diesen Tagen; ja es gibt solche strenge Sabbatverehrer, die den ganzen Tag keine Nahrung zu sich nehmen.

Für die Dichtkunst sind die Burmhaner sehr eingenommen. Sie haben geistliche Lieder und Heldengedichte, welche die Thaten ihrer Könige und Feldherren verherrlichen. Alompra's Siege nehmen eine bedeutende Stelle darin ein. Die burmhanische Sprache ist so wohlklingend, daß selbst Nichtgedichte einen schönen Gang und Klang haben. In der Tonkunst sind die Burmhaner nicht unerfahren. Manche ihrer Sachen klingen selbst einem europäischen Ohr nicht übel. Sie besitzen viele Arten von Tonwerkzeugen. Ihre Schrift geht wie die unsre von der Linken zur Rechten, und sieht sehr schön aus. Sie schreiben auf Palmirablätter, mit einem Griffel die Schrift eindrückend. Jedes Kloster hat seine Büchersammlung. Die burmhanische Schriftsprache hat 33 Buchstaben, nebst mehrern Nebenzeichen, welche die Länge und Kürze der Laute und andre Stimmenveränderungen andeuten.

Unser Leben bei Ummerapura war ein wahrhaft gemächliches. Man ließ es uns an Nichts fehlen. Außerdem, was wir vom Hofe erhielten, beschenkte uns jeder, der zu uns kam, mit Früchten, Blumen, Reiß oder Weizen. Ich gab zum Gegengeschenk Eingemachtes, Backwerk und Thee. Das

Theegeschirr kam von des Morgens 10 Uhr bis zum Abend gar nicht vom Tisch.

Unter den Geschenken, die ich erhielt, befanden sich auch Honigscheiben, die an Schößlingen von Bambusrohr hingen. Man sagte mir, es gäbe in den Wäldern eine große Menge wilder Bienen, und das Wachs davon sei ein bedeutender Handelszweig.

Der Ruf, den sich mein bengalischer Maler erworben hatte, gelangte bis zu den goldnen Ohren, weßhalb ihm von daher ein Gemälde auf Glas zugeschickt wurde, das der siamische Hofmaler verfertigt, welches auf Papier gezeichnet werden sollte. Der König war mit der Ausführung außerordentlich zufrieden, und bat mich, daß der Maler Mehreres für ihn arbeiten möchte. Gerne wollten die Burmhaner von uns die Kunst erlernen, reines gutes Glas zu machen, was vom brittischen Indien hier eingeführt wird; wir aber waren Alle selbst darin unkundig, und konnten nur mit Mittheilungen aus einem Buche aushelfen. Schwerlich haben diese den Burmhanern genützt; denn der Uebergang von Wort zur That ist schwieriger, als die meisten Wortleute glauben.

Am Vorabende unsrer Audienz wurden die Aeußerlichkeiten abgehandelt — unser Rang, unser Vorgang vor den chinesischen Abgeordneten u. s. w., und mir angezeigt, daß keiner mit Waffen im Palast er-

scheinen dürfe. Viele Umstände machte der Rang des Dr. Buchanan; weil im burmhanischen Reiche die Aerzte nur einen niedern Rang haben. Alle Geschenke, bestehend in Spiegeln, schönen Glaswaaren, Feuergewehren, feinem Tuch, und andern Zeugen, so wie einer Elektrisirmaschiene, wurden in schöne Kisten gepackt und zum Tragen eingerichtet.

Den Audienzmorgen holte man uns nach dem Frühstück ab; alle stattlich gekleidet; so daß wir einen glänzenden Zug machten. Drei Kriegsböte erwarteten uns, und fuhren uns in 20 Minuten über den See. Eine gedrängte Menschenmasse, von Neugier getrieben, stand am Landungsplatze. Einige Beamte erwarteten uns hier, so wie einige Elephanten und Pferde. Für mich war ein Elephant bestimmt. Da ich ihn aber schlecht zum Sitzen gesattelt fand, und hier die Sitte ist, daß der Reitende den Elephanten selbst lenkt und auf dem Nacken sitzt, während im brittischen Indien der Treiber dieß thut und der Herr sehr behaglich auf dem Rücken des Thieres sitzt: so kam ich in einige Verlegenheit. Doch hatte man meinem Elephanten noch einen Korb auf den Rücken geschnallt, und den mit Teppichen belegt. Da ich zur Leitung desselben keine Lust hatte, wählte ich diesen Sitz. Den Herrn Wood und Buchanan wurden Pferde vorgeführt. Der Zug bildete eine lange Reihe. Voran gingen die

Burmhaner; dann kamen wir und zuletzt die Chinesen.

Langsamen Zuges bewegten wir uns der Stadt zu. Die Straßen, durch die wir zogen, hatte man frisch geweißt und mit Blumen und Zweigen geziert. Die Menge der Zuschauer war so groß, daß wir nur so eben durchkonnten. Jeder setzte sich, so bald wir uns näherten, auf die Fersen nieder, und hielt sich in dieser Stellung so lange, bis wir vorüber waren, um uns die schuldige Ehrfurcht zu bezeigen. Wir zogen durch mehrere Straßen, welche alle in grader Richtung liefen und in rechten Winkeln sich durchschnitten. Unter den Gebäuden bemerkten wir bloß zwei aus Backsteinen, die, wie man uns sagte, Fremden gehörten. Vor der Stadtfeste wohnten lauter Silberarbeiter, die Arbeiten von großer Mannichfaltigkeit ausgestellt hatten. Wir zogen durch die Feste, deren Wall 20 Fuß hoch, und mit Schießscharten versehen war. Gegen europäisches Geschütz würde die Burg sich nicht lange behaupten. Hinter der Feste kamen wir über einen Marktplatz, und dann mußten wir von unsern Thieren absteigen, und gegen den königlichen Palast eine Verbeugung machen. Man führte uns in den königlichen Rhum, vor dem wir unsre Schuhe auszogen. Bald nach uns kamen die Prinzen im feierlichen Zuge; zuerst erschien der Prinz von Pegam, auf einem schönen

Elephanten, den er selbst lenkte. Ein Diener auf dem Rücken des Elephanten sicherte ihn gegen die Sonnenstrahlen mit einem vergoldeten Schirm. Es sah das wunderlich aus. Gegen 50 Soldaten mit Flinten und einige Lanzenträger, deren Lanzen mit goldenen Quasten geziert waren, gingen ihm voran. Als er in das Thor des Palastes hinein ritt, übergab er seinen geschliffenen eisernen Leithaken einem seiner Begleiter, weil selbst die Prinzen nicht mit Waffen in dem königlichen Palaste erscheinen dürfen. Die andern Prinzen folgten mit einem ähnlichen Zuge. Der Kronprinz kam zuletzt. Ihm voran gingen 4 bis 500 Mann Fußvolk, alle gleich gekleidet und gerüstet. Cassayische Reiter, Herolde mit vergoldeten Stäben, viele Officiere mit vergoldeten Helmen und eine Menge Hofbeamte, die alle die Adelskette trugen, verherrlichten den Zug. Der Prinz ward in einer Prachtsänfte von Männern getragen. Ein Edelmann ging neben ihm mit einem Sonnenschirm, so wie 6 cassayische Sterndeuter in weißen Röcken und weißer Kopfbedeckung. Elephanten und Pferde beschlossen den Zug.

Nachdem alle Prinzen in den Palast gezogen waren, wurden wir auch, nach zweistündigem Verweilen im Rhum, dahin geführt, wobei der Ceremonienmeister uns mit seinen Andringlichkeiten lästig fiel. Wir traten in einen herrlichen Saal, worin

der Hof mit aller Pracht sich versammelt hatte. Sieben und siebzig Pfeiler, die in 11 Reihen stehen, tragen die Decke dieses Saales, die 35 bis 40 Fuß in der Mitte hoch, an den Seiten aber niedriger ist. Im Hintergrunde befindet sich ein vergoldetes Gegitter, und darin eine Thür zum Thron, der aber nicht sichtbar ist, wenn der König nicht erscheint. Am nächsten diesem Throne saßen die Prinzen, der Kronprinz auf einem Stuhle, alle übrigen auf schönen Matten, mit gekreuzten Füßen. Der mittlere Raum zwischen dem Thron und dem Eingange wird stets leer gelassen, damit Sr. Majestät nicht beim Sitzen Leute in die Augen fallen, auf die Allerhöchstdieselben ihren Blick nicht richten mögen. Wir wurden höflich erinnert, unsere Füße so zu legen, wie die andern, nämlich daß gar nicht die Fußsohlen sich gegen den Thron, sondern nach den Seiten richteten; allein unsere nicht an solche Ehrerbietigkeit gewöhnten Füße machten, trotz unserer Gegenbemühungen doch einige demagogische Bewegungen.

Nicht lange nach unserm Eintritte erschienen 8 Braminen *) in weißer Tracht. Sie stellten sich rund

*) Die Braminen machen in Vorderindien den geehrtesten Stand, den Stand der Weisen, aus. Sie allein können Priester werden, und genießen von ihrer Geburt an eine Art göttlicher Verehrung. Von Vorderindien haben sie sich nach Cassay und Arracan und von da ins burmhani-

um das Throngegitter, und beteten in einem nicht übel klingenden Tone ein langes Gebet her. Ein Ceremonienmeister warf sich darauf 3 Mal auf die Erde vor dem Thron, las unser gesandtschaftliches Schreiben vor, that an mich einige Fragen, und ließ dann vor uns in Silber, Glas und Porzellan etwa 100 Gerichte stellen, wovon wir die, welche wir versuchten, sehr schmackhaft fanden. Die Uebrigen nahmen keinen Theil daran. Nachdem wir eine halbe Stunde im großen Saale verweilt hatten, zogen wir ab, ohne den König gesehen zu haben *). Wir kehrten in den Rhum zurück; und alle Prinzen zogen erst wieder heim, ehe wir uns entfernen durften; der Kronprinz voran; denn so wie beim Kommen der Niedrigste zuerst erscheint, so ist beim Weg-

---

sche Reich verbreitet. Sie wohnen in Ummerapura in einem eignen Hause, haben besondere Ländereien, machen den Kalender, und werden von dem jetzigen Könige der Burmhaner sehr geschätzt.

*) Diese Steifheit gehört wohl zur Hoffitte. Cox erzählt dagegen sehr gemüthliche Züge vom Hofe; z. B. daß der König bis spät in die Nacht hinein mit den Seinigen zusammen ist, und sich die Neuigkeiten erzählen läßt. Ja der König bat sich von ihm einen Hut aus, und sagte, als er ihn empfing: „Dieß Geschenk ist mir ein großer Beweis von der Zuneigung und Hochachtung des Hrn. Cox für mich; denn er hat mir den Hut gegeben, den er selbst trug, und mehr hätte er nicht für seinen Landesherren thun können.“

gehen der Niedrigste der Letzte. Erst um 3 Uhr Nachmittags waren wir wieder in unserm Wäldchen.

Von dieser Zeit an konnte ich hingehen und besehen, was ich wollte. Man gab mir Begleiter, die Alles erklären mußten. Als ich zur Audienz beim Kronprinzen eingeladen wurde, so erklärte ich, daß ich dieß nur könnte, wenn der Kronprinz wirklich selbst erschiene, und führte zugleich einige Beschwerden über Einzelnheiten bei der königlichen Audienz, namentlich über den Ceremonienmeister. Ich erhielt die befriedigendste Antwort, mit dem Beifügen, der Ceremonienmeister solle wegen seiner Unartigkeit eingesperrt werden. Der Ceremonienmeister, der bei der kronprinzlichen Audienz amtete, war bemüht, durch Höflichkeit die Grobheiten seines Vorgängers wieder gut zu machen. Auf den Vorhöfen des Prinzen tanzte eine Gesellschaft Männer in Masken, und eine Gesellschaft Mädchen mit Spielleuten. Auffallend war uns ein Haus, ganz im gothischen Stil gebauet, doch mit flachem Dach, klein und niedlich. In dem Audienzsaale sahen wir ein Fenster, das sich plötzlich öffnete. Dahinter saß der Kronprinz. Die Hofleute beugten sich sogleich, als er sichtbar ward, und blieben in gebogener Stellung mit gefalteten Händen. Die Pracht der ganzen Audienz war nicht viel geringer, als die beim Könige. Es gehört mit zu den burmhanischen Reichsgesetzen, daß der Kron-

prinz dem König sehr nahe steht, und auch einen großen Theil der Staatsgeschäfte verwaltet. Man sagte uns, daß gegen 60 unterworfene inländische Fürsten wären bei der kronprinzlichen Audienz gewesen. Diese Audienz endete um 2 Uhr, und wir statteten darauf der Mutter der Königin, einer Schwester von Alompra's Frau, einen Besuch ab. Am Ende eines hohen Saales, in den wir geführt wurden, war ein niedliches Geländer, das einen 5 bis 6 Fuß hohen Vorsprung einschloß. Eine Versammlung beiderlei Geschlechts saß um dasselbe, und in demselben erwartete ein großes Kissen von blauem Sammet mit goldnen Franzen, worüber ein Prachthimmel schwebte, die königliche Frau. Gestützt von zwei Aufwärterinnen trat sie hinein, indeß eine dritte die Schleppe trug. Ihr langes weißes Haar wallte von den Schultern herab; denn sie trug keine Kopfbedeckung. Sie hatte ein weißes Kleid an, und bloß über den Schultern sah man Goldstickereien. Zwei ihrer Frauen traten vor sie hin und fächelten sie beide mit langen vergoldeten Fächern. Sie that an uns verschiedne Fragen, z. B. wie wir hießen, wie alt wir wären, ob gesund u. s. w.; und sagte in Bezug auf unser Alter, sie würde Gott bitten, daß wir eben so alt, als sie würden, hinzufügend, daß sie ihr 72stes Jahr erreicht habe.

In den folgenden Tagen besuchten wir die Prin=

zen, und hatten dabei recht viel Gelegenheit, die Stadt näher kennen zu lernen. Alle Straßen sind grade, alle Häuser von Holz, aber mit Ziegeln gedeckt und durch Wassergefäße auf dem Dache gegen Feuer gesichert. Viele Straßen sind durch Baumreihen schattig gemacht. Die Pracht der einzelnen Prinzen ist groß. Schöne Elephanten und Pferde, so wie Seiltänzer, Tänzerinnen und Gaukler scheinen wesentliche Bestandtheile der burmhanischen Hofpracht zu sein. Manche Tänzerinnen waren mit dem herrlichsten Goldgeschmeide geziert.

Der königliche Büchersaal (Pidigat-Tik) befindet sich in der Mitte eines mit breiten Steinen gepflasterten Hofs, dicht bei einem sehr hübschen Kloster. Das Kloster ist im Innern geräumig und Pfeiler und Decken darin sind vergoldet. Um das marmorne, stark vergoldete Bild Gaudma's befindet sich eine solche Einfassung, als vor den prinzlichen Sitzen in den Audienzsälen. Der Büchersaal selbst ist aus Backsteinen aufgeführt, steht auf einer Terrasse und hat ein sehr zusammengesetztes Dach. Es ist ein viereckiges Zimmer mit einem Geländer. Es stehen darin schöne lackirte und vergoldete Kisten, wovon jede eine Anzahl Bücher enthält, deren Titel auf der Kiste bemerkt sind. Wir sahen darin schöne Handschriften auf dünnen Blättern von Elphenbein, deren Band mit ausgearbeiteten Goldblumen geziert

war. Die meisten Bücher sollen sich auf den Glauben beziehen.

Die königliche Barke, welche wir auf dem Flusse sahen, und die mit unsern Staatskarossen zu vergleichen ist, hat ein nicht ungefälliges Ansehen. Wir fügen ihre Abbildung hier bei. Sie ist bequem und nett im Innern eingerichtet, enthält 3 Zimmer, und wird von 32 Ruderern bewegt. Die Decken und Wände sind mit weißem Kattun überzogen, die Fußböden mit Decken und Matten belegt.

Den Sereda oder obersten Geistlichen von Ummerapura, der nach den Prinzen aus königlichem Geblüt der Erste im Lande ist, besuchten wir nicht in seiner gewöhnlichen Residenz, die ½ Meile von der Stadt entfernt ist, sondern in einem königlichen Kloster in der Stadt. Dieß Kloster zeichnete sich durch außerordentliche Pracht aus. Ueberall strahlte uns gediegnes Gold entgegen. Der Sereda erwartete uns in der Mitte des Prachtgebäudes und saß einem vergoldeten Gaudmabilde gegenüber, auf einem atlassenen Teppich, gelehnt gegen einen Pfeiler. Ein Kreis von Priestern umgab ihn. Alle hatten ihren Körper gebogen, und saßen mit zusammengefalteten Händen gleich Bittenden da. Der Sereda allein schauete freien Blickes um sich, sah auch nicht mager und ernsthaft aus, wie dieß bei den meisten burmhanischen Priestern der Fall ist, sondern

wohlbeleibt und launig. Ich beschenkte ihn mit gelbem Tuch und vergoldeten Wachskerzen. Auf meine Verwunderung über die Tempelpracht äußerte er, das mache keinen Eindruck auf ihn; er sei auf der Erde wie ein Einsiedler.

Die eigentliche Residenz des Sereda, die wir späterhin besuchten, übertrifft an Pracht und Größe alle übrigen kirchlichen Gebäude, und kann in ihrer Art einzig auf der Erde genannt werden; wenn gleich sie nur aus Holz gebauet ist. Ein ordentlicher vergoldeter Säulenwald, erhebt sich gegen 60 Fuß hoch gegen den Himmel. Der unermeßliche Aufwand von Gold im Innern und im Aeußern des Heiligthums erinnert an den salomonischen Tempel. Die innern Einrichtungen und Abtheilungen sind schwer zu beschreiben, und der Geschmack im Ganzen kann einem gebildeten Europäer nicht gefallen. Viele Höfe umgeben den Tempel. Darin befinden sich kleinere Tempel und Bildsäulen. Darunter zeigte man uns auch einige Rakus (d. h. indische Teufelsbilder) aus Erz. Sie waren von Arracan hierher gebracht.

# Vierte Fahrt.

## Von Ummerapura bis Calcutta.

Nachdem ich mir Alles in Ummerapura angesehen hatte, so drang ich in die Minister, mir Sr. Majestät Willen in Betreff der Hauptpunkte meiner gesandtschaftlichen Reise kund zu thun. Ich erhielt zur Antwort, daß dieß den 19ten Sept., an welchem ich die königlichen Geschenke empfangen würde, sollte abgemacht werden. Die Geschenke, die ich empfing, bestanden aus 2 großen Elephantenzähnen, und in 3 großen Kisten. Die eine enthielt herrliche Stücke des schönsten Bernsteines, die andere einen großen grünen Stein, der dem Chrysopas ähnelte, und die dritte eine ausgezeichnete Amethyst-Druse von den vortrefflichsten Kristallen. Ich selbst und meine Begleiter, wir erhielten Ringe mit Edelsteinen. Alle Prinzen und Prinzessinnen schickten Geschenke, lackirte Waaren, Pferde, Edelsteine und Silbergeschirre von bedeutendem Werth, ja jeder, dem wir irgend eine Gefälligkeit erzeigt, brachte uns ein Gegengeschenk. Meine Wohnung glich zuletzt einem völligen Waarenlager. Manche Sachen waren so groß, daß ich sie gar nicht fortbringen konnte. Ich erhielt allein an 100 Stück seidne und baumwollne Zeuge aller Art, an 60 Stück silberne Geschirre

u. s. w. Nach langen Berathschlagungen kam es auch den 30sten dahin, daß mich der König selbst in seinem Palaste empfing. Wir fuhren in Baba-Schihns Begleitung über den See, und kamen hernach durch eine Gasse, worin lauter Sattler und Geschirrmacher wohnten. In dem Rhum fanden wir mehrere untergeordnete Fürsten vor, die Zeuge auf dem Schooße hatten; weil es Sitte ist, daß jeder, der sich Sr. Majestät naht, ein Geschenk überreicht. Der Audienzsaal war eine Treppe hoch. Am Fuße des Throns standen große goldne Gefäße, und über denselben stieg ein schöner Thurm 7 Fuß über die Dächer empor. Nach einer Viertelstunde kam der König aus seinen innern Gemächern auf den Thron. Er ging ganz sacht, und schien von seinen Beinen keinen freien Gebrauch machen zu können, indem er sich mit den Händen auf dem Geländer stützte. Man sagte mir, daß die Schwere seiner Kleider daran Schuld wäre, weil der König allein an Gold 50 Pfund trüge. Als er auf dem Throne angelangt war, stand er eine Zeit lang stille, um sich zu verschnaufen, und dann setzte er sich mit gekreuzten Beinen nieder. Seine Krone bestand aus einer hohen kegelförmigen Haube, die mit Edelsteinen reich besetzt war. Seine Finger bedeckten Ringe, und seiner Kleidung nach, sah der König wie ein gepanzerter Mann aus. An den Schultern hatte er zwei

goldne Flügel, die ihn aber mehr drückten als hoben. Alle bückten sich beim Anblick des Königs, und falteten gleich Bittenden die Hände. Vier Geistliche sangen das Gebet. Darauf wurden die Namen derer vorgelesen, die vorgestellt werden sollten und Se. Majestät gebeten, deren Geschenke anzunehmen. Der König sprach einige Worte, die Amts- und Standeserhöhungen betrafen, und sogleich durch Herolde im Hofe laut ausgerufen wurden. Uns betrachtete der König sehr genau, ohne mit uns zu reden, und entfernte sich bald wieder. In dem Rhum wurde mir des Königs Schreiben an den brittischen General-Statthalter von Ostindien eingehändigt, und zugleich eine Abschrift des Befehls, worin den Engländern gewisse Handelsfreiheiten ertheilt werden.

In einem äußern Hofe sahen wir beim Herausgehen eine große vergoldete Kanone. Sie ist bei der Einnahme von Arracan als Siegeszeichen hierher gebracht, und hat 30 Fuß Länge.

Den Hauptzweck meiner Gesandtschaft erreichte ich vollkommen, nämlich es dahin zu bringen, daß die Bedrückungen der englischen Kaufleute und Schiffer aufhörten, und regelmäßige Abgaben eingeführt würden, bei denen keine Hudeleien Statt finden könnten. Es ward festgesetzt, daß alle Waaren, die von Engländern gebracht würden, 10 vom 100 sollten Steuern entrichten. Die Hafen- und Lootsengebüh-

ren, die Preise der Niederlagsplätze, die Dolmetscherkosten, und die Flußzölle wurden auf ein Gewisses gesetzt. Eben so ward angeordnet, daß von dem wichtigsten Ausfuhrgegenstand, von dem Tiekholz 5 aufs Hundert zu entrichten wäre. Ich erreichte wirklich mehr, als ich hoffte.

Der Holzhandel mit dem burmhanischen Reiche ist ein wahres Bedürfniß für das brittische Indien. Unsere ganze indische Seemacht hängt hiervon ab. Die Geschicklichkeit der Burmhaner im Schiffbau, kann diesem Handel sehr nachtheilig werden. Sie werden zuletzt fertige Schiffe nur verkaufen; wozu sie schon den Grund dadurch gelegt haben, daß alle Schiffsbedürfnisse, als Taue, Eisen u. s. w. ohne Zoll eingeführt werden können, so wie daß ein neues Schiff kein Hafengeld zahlt. — Der Absatz brittischer Manufactur-Waaren im burmhanischen Reiche ist groß. Er betrug im letzten Jahre über 8,000,000 Rthlr. Leicht können wir diesen Handel verlieren, und die Burmhaner sich selbst vom Auslande versorgen. Ihre 3 Haupthäfen zu Negrais, Rangoon und Mergui, sind die vortrefflichsten in der Welt. Nach China ist sicher Burmhan das mächtigste Reich in Ostasien.

Verstohlner Weise boten mir die Leute mehrere burmhanische Bücher zum Verkauf an. Als ich deßhalb bei der Regierung anfragte, ob es verboten sei,

an Ausländer Bücher zu verkaufen, so versammelte der König seinen Rath, welcher dahin entschied, daß es nicht der burmhanischen Lehre zuwider sei, Bücher, die Geschichte und Gesetze enthalten, an Fremde zu überlassen; sondern daß dieß sogar löblich wäre, weil man auf diesem Wege nützliche Kenntnisse verbreite. Ja der König schickte mir selbst aus seiner Büchersammlung eine Abschrift des Razawain oder der Geschichte der Könige, und des Derma-sath, oder des Gesetzbuches. Beide waren schön geschrieben, und mit Malereien und Gold verziert. Der Hofmaler überreichte mir getreue Bilder von den dortigen Landestrachten, und eine Zeichnung des Schopandogi, d. h. des königlichen Prachtbootes.

Der burmhanische Monat Sandengeit, welcher eben zu Ende ging, brachte allerlei Feste mit sich. Am Hofe der Königin war große Frauenaudienz. Alle angesehenen Burmhanerinnen kommen dahin mit ihren Töchtern, jedoch ohne männliche Begleitung. Es findet dabei große Pracht und Feierlichkeit Statt. Der Rang, den der Mann jeder Frau hat, ist an dem Anzug kennbar. Während der letzten Hälfte des Monats war die Stadt alle Nächte erleuchtet; und zwar mit bunten Papierlampen, die sich von unsrer Wohnung aus, sehr nett ausnahmen. Die Erleuchtung des königlichen Palastes zeichnete sich aus.

Den 13ten Oct. hatte ich bei dem Kronprinzen

eine Privat-Audienz. Mehrere Personen vom Adel waren dabei zugegen, und der Prinz benahm sich ganz ungezwungen. Zwei nette Töchter waren um ihn, und bemüheten sich, mich zu unterhalten. Ich glaubte, der Kronprinz würde an mich viele Fragen über England thun; aber keinesweges, er sprach nur über unwichtige Dinge.

Den 28sten Oct. verließen wir unsere Wohnung, und schifften uns wieder ein. Stets wird mir die Erinnerung an meinen 3 monatlichen Aufenthalt bei der burmhanischen Hauptstadt unauslöschlich bleiben. Ich habe viele Gastfreiheit und Freundschaft bei einem herrlich aufstrebenden Volke genossen.

Das Wasser stand bei unsrer Abfahrt 15 Fuß tiefer, als bei der Ankunft. Die Verbindung zwischen dem See und dem Flusse hatte aufgehört.

Wir führten auf unsrer Rückreise 5 Pferde mit uns, die uns manche Annehmlichkeit verschafften, indem wir öfter ritten und so Vieles zu beobachten Gelegenheit hatten. Wir sahen uns unter andern in dem Orte um, worin die marmornen Götzenbilder verfertigt werden. Es sind daselbst 30 bis 40 große Höfe, worin eine große Menge von Bildhauern lauter Gaudma-Bilder arbeitet, kleine und große. Die, welche die natürliche Größe haben, kosten 70 bis 80 Rthlr. Preuß., man konnte aber auch welche für 1 Rthlr. 8 Gr. haben. Unser Steuermann kaufte

eins, das uns unterwegs beschützen sollte. An einem andern Orte fanden wir eine Menge Menschen auf einem großen Anger mit Verfertigung von Raketen beschäftigt. Sie höhlten dicke Bäume bis zu 10 Zoll Durchmesser aus, die 12 bis 20 Fuß lang waren. Das Pulver wird hineingestampft. Auf einer stark besuchten Straße fand ich kleine Schubben, worin Wassergefäße zur Erquickung für Reisende standen.

In dem alten Ava, das wir noch ein Mal besuchten, sahen wir die große Bildsäule des Gaudma, über die ein Tempel gebauet ist, mit einer gewölbten Decke. Die Bildsäule ist aus einem einzigen Marmorstück, und stellt Gaudma auf gekreuzten Beinen sitzend vor. Die Höhe des ganzen Bildes beträgt 24 Fuß, während in dieser Stellung der Mensch nur 2 bis 2½ Fuß lang ist. Der Kopf hat 8 Fuß im Durchmesser, die Brust 10 Fuß, und die Hände sind 5 bis 6 Fuß lang. Die Bildsäule steht auf einem 8 Fuß hohen Fußgestelle, das gleichfalls aus Marmor ist. Es war uns auffallend, zu bemerken, daß früherhin im burmhanischen Reiche bei weitem mehr aus Steinen und Ziegeln gebauet ist, als jetzt, wo man die Holzbauten vorzieht und auch gar keine Meister mehr haben soll, die im Stande sind, Decken zu wölben. Bei unsrer Rückkehr von Ava begegneten wir einem Mann mit einem Karren, der

Schutt von der Stadt in einen Fluß fuhr, um durch Waschen vielleicht Gold, Silber oder andre Erheblichkeiten zu finden.

Der Stadtvogt oder Miudogi von Pegam, einer durch ihre Ruinen sehr berühmten Stadt, lud uns zu sich ein. Wir fanden bei ihm in einem Gittersaale mehrere Freunde. Seine Frau kam aus einem innern Gemache, und setzte sich neben ihm hin, wie das in Europa Sitte ist. Sie hatte ihre Tochter, ein 8jähriges Mädchen, bei der Hand, das sich gar nicht vor uns scheuete, sondern ohne Weiteres an mich trat, und meinen Hut, nebst Achselklappen untersuchte. Es war uns hier so heimisch, als wären wir in Europa. Der Prinz von Pegam kam jetzt auch vom Hofe zurück, und den folgenden Tag fuhr der Prinz von Prome vor uns mit einem zahlreichen, lärmenden Gefolge vorüber. Wenigstens waren 3 bis 4000 Menschen dabei. Alle Bootsleute sangen nach Ruderschlägen. Die königlichen Prinzen halten sich nämlich nur einen Theil des Jahres am Hofe auf, den andern Theil sind sie in den Provinzen und verwalten dieselben, als untergeordnete Fürsten.

Der Oberstatthalter von Pegu, den ich unterwegs auf einem seiner Landhäuser antraf, sagte uns, daß seit unsrer Abreise von Ummerapura, nicht weniger als 50,000 Menschen wären von da abgereist, alle gekommen um den goldnen Füßen ihre Hul-

digung darzubringen. Dieser Oberstatthalter wurde von seinen Untergebenen sehr geliebt. Er behandelte dieselben mit Milde und Güte, was in einem despotischen Staate viel sagen will. Auf unsern Wunsch ließ er einige Kainer, oder Bergbewohner kommen. Die Kainerinnen tattuiren sich im Gesicht, wodurch sie ein recht widriges Ansehen erhalten. Unser Maler zeichnete einen Mann und eine Frau ab. Ersterer war sehr unruhig dabei, denn er hielt das für eine Zauberei. Auf unsre Frage, wohin er nach diesem Leben käme, antwortete er, er würde wieder ein Kind werden. Das Gespräch ging dann weiter also fort.

„Wir. Wer wird euch zu einem Kinde machen?

Kainer. Die Munzing.

Wir. Wer sind die Munzing?

Kainer. Der Vater und die Mutter der Welt, welche auf der Erde, wie zwei Bäume auf dem Felde wachsen; von denen der eine stets grün, der andere dürr ist.

Wir. Wo wohnen die Munzing?

Kainer. Auf dem großen Berge Gnowa.“

Dieser heilige Berg ist von den Burmhanern unangetastet geblieben. Die Asche aller Kainer wird dort aufbewahrt, und das Bild des Gestorbenen drauf gelegt. Ein solches Bild soll eine Art Vermittler zwischen der Asche und den Munzing sein,

indem es jene beschützt und diese bittet, um Wiedererlangung der Kindschaft. Die Kainer haben großen Widerwillen gegen die Ebenen, und besitzen keine Schriftsprache.

Vor Prome begegnete uns eine Herde von 30 bis 40 Elephanten, die quer über den Strom schwammen, und auf ihren Nacken Reiter trugen. Sie kamen von einer Elephantenjagd zurück. Zu Lande stießen uns zwei Wagenkarawanen auf, wovon die eine aus 100 Karren bestand, größten Theils mit gesalzenem Fisch beladen.

Den 13ten Nov. entstand des Nachts ein Aufruhr auf meinem Boot. Einer von meinen Soldaten trat ungefähr auf einen schlafenden Burmhaner, der schlug mit Fäusten nach ihm; beide wurden handgemein, andere mischten sich ein, die Burmhaner nahmen ihre Ruder, meine Leute die Bajonette. Doch brachten wir noch Alles wieder zur Ruhe, ehe bedeutende Verwundungen vorfielen. Je näher wir der Mündung des Flusses kamen, desto mehr quälten uns die Mücken. Meine bengalischen Leute schrieen oft des Nachts fürchterlich deßhalb auf.

In Rangoon, wo wir den 17ten Nov. anlangten, verweilten wir nur einige Tage. Der Dr. Buchanan besuchte die Korianer, einen eignen Volksstamm. Ihr Dorf bestand aus 10 bis 12, auf Pfosten gebaueten Häusern, die einen viereckigen Platz

umschlossen, worin viele Büffel waren. In die Wohnungen gelangte man durch eine 12 Fuß hohe Leiter, die des Nachts herauf gezogen wird. Die Frauen trugen Korallenhalsschnüre. Es weichen diese Leute weit weniger von den Burmhanern ab, als die Kainer.

Das Schachspiel, was ich in Rangoon sah, wird im burmhanischen Reiche hoch geschätzt. Es enthält 64 Felder, wie das unsrige, und hat 16 Steine von beiden Seiten. Ihre Benennung und Geltung ist aber eine andre, als in unserm Schachspiele. Statt der Königin, die im Morgenlande in den Hintergrund tritt, findet man einen Minister, der so, wie der König auf einem Elephanten sitzt. Das Heer wird beiderseits in 3 Reihen geordnet. Die Glaubensbücher der Burmhaner, die jedes Wagespiel verbieten, gestatten das Schachspiel allein. Während unsrer Abwesenheit von Rangoon hatte unser Schiffshauptmann Thomas, dem es recht wohl ergangen war, Gelegenheit, ein Gottesurtheil zu sehen. Zwei Weiber hatten einen Zank wegen einer kleinen Summe, und der Richter konnte die Sache nicht vermitteln; weßhalb mit Genehmigung beider Parteien, eine Wasserprobe veranstaltet ward. Beide Frauen begaben sich, in Begleitung mehrerer Gerichtsbeamten und Geistlichen, und in Gegenwart einer großen Masse Volks an einen Teich. Die Geistlichen beteten zuerst und beobachteten gewisse Reini-

gungsgebräuche. Darauf traten die beiden Frauen in den Teich, in Begleitung von 2 Männern, die ein Bret trugen. Nachdem die Frauen bis an den Hals im Wasser waren, legten sie das Bret auf beider Köpfe, und drückten sie damit auf ein gegebnes Zeichen ins Wasser. Sie blieben beide etwa 1½ Minute unter dem Wasser, da erhob die eine, fast erstickt ihr Haupt, indeß die andere noch nicht hervorkam. Diese wurde jetzt hervorgezogen und hatte Recht, weil sie länger aushalten konnte *).

Der Oberstatthalter von Pegu theilte mir vor meiner Abreise noch einen Wunsch mit, nämlich daß der König aus Calcutta einen englischen Wagen erhalte, auf burmhanische Art eingerichtet, und mit dem königlichen Wappen versehen. Er überreichte mir dazu eine Zeichnung. Der obere Deckel war ein siebenfaches Dach mit einer Spitze, wie solche überall auf königlichen Gebäuden ist. An jeder Ecke des Wagens prangte ein Löwe. Ein andrer Wunsch

*) Zu den Gottesurtheilen in diesen Gegenden gehört auch das Niederschlucken roher Reißkörner, das Eintauchen der Hände in siedendes Oel, oder in geschmolzenes Blei. Cox sah, daß zwei Frauen, jede eine Wachskerze in der Hand hielten, welcher Wachskerze zuerst ausbrannte, die hatte Unrecht. Es traf die Beklagte. Die Klägerin ward mit Musik und Tanz, die ihre Freunde in Bereitschaft hielten, nach Hause geführt.

war, Münzgeräthschaften zu erhalten, um durch geprägtes Silber das rohe Silber zu verdrängen, was jetzt einzig im Handel und Wandel gilt, und wegen seiner verschiednen Güte ein sehr unbequemes Tauschmittel ist. Beiden Wünschen wurde von Calcutta aus späterhin Genüge geleistet *).

Den 27sten November lichteten wir die Anker des Seepferdes, den 30sten umsegelten wir das Vorgebirge Negrais, den 9ten des folgenden Monats sahen wir erst die fruchtbare Insel Tschedaba, weil wir mit widrigen Winden kämpfen mußten, und den 22sten trafen wir wieder in Calcutta, nach 10monatlicher Abwesenheit, ein.

---

*) Ja Cox brachte im andern Jahr selbst 20,000 ausgeprägte Rupien (das Stück 18 bis 19 Silbergroschen Preuß.) mit, welche dem König aber mißfielen, weil sie nicht aus reinem Silber waren, und er es für eine Schande seines Reiches hielt, wenn versetztes Silber darin in Umlauf wäre.

# Anhang.

## Blicke in Malakka, Siam, Laos, Kombodja, Cochinchina, Tunkin.

Zwischen dem burmhanischen Reiche und Südchina liegen mehrere einzelne Staaten, mit denen die Europäer in frühern Zeiten in größerer Berührung standen, als in den letztern. Unsere Nachrichten davon sind im Ganzen nur dürftig, und dabei alt. Aus dem Grunde geben wir in Folgendem wenig, und das aus den Nachrichten mehrerer Reisenden, von denen wir keinen zum besondern Führer wählen konnten.

Das Land unter Burmhan streckt sich in einer langen Erdzunge, die fast bis an den Gleicher reicht, nach Süden hinab. Sie ist an einigen Stellen sehr schmal, und man kann vermittelst zweier Flüsse mit Ausnahme eines Trageplatzes von 6 Stunden, zu Wasser über sie wegkommen. Sie ist 300 Meilen lang, und läuft in dem Vorgebirge Romania aus. Die westliche Küste ist von vielen, die östliche von wenigen Inseln umfasset. Ein hoher Bergrücken läuft die Halbinsel entlang, mäßigt mit den Seeküsten die Hitze, und man rechnet Malakka zu den gesunden Ländern Asien's. Der Boden ist fruchtbar, das Innere der Gebirge reich an Gold und Zinn, und alle

Gewächse Ostindien's zeigen sich hier in der größten Vollkommenheit. Die Ananas hat hier den besten Geschmack, und die reizendste und geschmackvollste aller Früchte, der Mangustan-Apfel entwickelt sich hier besser als irgend wo. Der Mangustan (Garcinia Mangustan) ist ein 20 Fuß hoher Baum, dessen einzeln stehende Blüthen viele Staubgefäße und einen Stämpel haben, und dessen Blätter länglich rund und kurz gestielt sind. Die Schale der apfelartigen Frucht sieht bräunlich roth aus, und ist bitter und scharf; das Innere dagegen übertrifft an Geschmack die Ananas. — Die dichten Waldungen Malakka's wimmeln von Thieren aller Art, und die Küsten haben einen sehr großen Reichthum an Fischen. Der Malaye, welcher die Halbinsel bewohnt, ist von mittlerer Größe, aber von starkem Körperbau; sein länglich rundes Gesicht ist braun, und seine schwarzen funkelnden Augen bedecken starke Augenbraunen und lang vorstehende Wimper. Alle Malayen sind von heftiger Gemüthsart, stolz, kühn und rachgierig. Lange vor Ankunft der Portugiesen in Indien, also im 15ten Jahrhundert, führten die Malayen auf Malakka schon einen bedeutenden Seehandel, und noch heut zu Tage ist er an manchen Stellen blühend. Japaner, Chinesen, die Bewohner der Philippinen und Molucken, Araber, Perser und Westafrikaner eilten nach der Stadt Malakka, um zu

kaufen und zu verkaufen. Bald gelüstete den Portugiesen nach dieser Stadt; aber da die Malayen tapfer waren, und als Muhamedaner doppelt tapfer gegen die Christen: so war die Eroberung der Stadt nicht leicht. Endlich gelang es (1511) dem berühmten Albuquerque *), nach Aufopferung vieler Leute. Als die Holländer mächtig in Indien wurden, eroberten diese die Stadt durch Verrätherei. Der König von Johore stand ihnen mit 20,000 Mann bei. Seit dem besitzen die Holländer diesen wichtigen Ort. Das ganze übrige Küstenland wird von Malayen bewohnt, die mehrere Staaten hier gebildet haben. Man zählte sonst 6 Staaten, nämlich Ligor, Patana, Paha, Johore, Pera und Queda. Mehrere davon stehen jetzt unter der Hoheit des Königs von Siam. Im Innern soll ein rohes Urvolk leben.

Die Malayen besitzen eine Lehnsverfassung, gleich der der alten Deutschen. Die Könige beherrschen Va-

*) Alphons von Albuquerque war 1452 zu Lissabon geboren, eroberte für die Portugiesen einen großen Theil der Westküste Afrika's, so wie bedeutende Gebiete in Indien. Er war als Eroberer so menschlich und gerecht, daß lange Zeit die Indier zu seinem Grabmale wallfahrteten, um bei ihm um Schutz gegen die Grausamkeiten seiner Nachfolger, der portugiesischen Statthalter in Indien zu bitten. Er ward, vom Neide verfolgt, im Jahr 1515 aller seiner Würden entsetzt, und starb bald darauf — bewundert und verehrt von 3 Erdtheilen.

sallen, oder Lehnsträger, die das Land nur als ein verliehenes besitzen. Diese Lehnsträger haben wieder ihre Vasallen, die Ackerbauer, Kaufleute und Handwerker sind. Diese besitzen ihre Untergebenen als Sklaven. Gleich den Normännern ziehen die Malayen Seeräubereien dem Ackerbau vor. Gut zu Statten kommt ihnen deßhalb die Sagopalme, welche ihnen das schönste Mehl gibt.

Die Lebensmittel sind auf Malakka sehr wohlfeil. Schafe, Rinder, Reiß und Korn werden eingeführt. Die Wohnungen auf der Halbinsel stehen auf Pfählen, und sind größten Theils schlechte Hütten. Die Stadt Malakka zeichnet sich durch europäische Häuser vor allen übrigen Städten des Landes aus. Sie liegt an einem kleinen Flusse gleiches Namens, und hat an der Seite eine Festung, die Albuquerque bauete. Die Luft ist gesund, das Wasser aber nur mittelmäßig. Die Stadt läuft längs der Meeresküste hin und hat 3 Hauptstraßen, worin Leute aus allen Gegenden der Erde wohnen. Die Chinesen nahmen darunter als Handelsleute eine bedeutende Stelle ein. Man rechnet 12 bis 16,000 Einwohner, worunter 6000 Malayen und 5000 Chinesen sind. Der Hauptausfuhrgegenstand ist das Zinn; eingeführt werden chinesische lackirte Sachen.

Nach Malakka ist Queda die bedeutendste Stadt. Sie hat 400 Häuser und besitzt ihren eignen König. —

Die Völker, welche im Innern der Insel wohnen, sind wahrscheinlich auch malayischen Stammes; sie stehen aber mit den Küstenbewohnern nur in feindlicher Berührung, zerstören gern deren Felder und Oerter durch Feuer bei Nacht, wollten selbst ein Mal die Stadt Malakka niederbrennen, und sollen Menschenfresser sein.

Oestlich von dem Reiche Burmhan ergießt sich der Fluß Menam in einen bedeutenden Meerbusen, der die Landzunge Malakka von der Halbinsel Anam trennt. Mehrere Meilen oberhalb des Ausflusses des Menam liegt die Stadt Siam, die Hauptstadt eines sonst sehr großen, jetzt auch noch bedeutenden Reiches — des siamischen. Die Hauptstadt Siam oder Schudia liegt auf einer Insel im Flusse, und ist von einer Mauer umgeben. Kleinere Flußärme durchschneiden die Stadt, die dadurch Aehnlichkeit mit Venedig hat. Außer den 2 königlichen Palästen gibt es ein Paar hundert Tempel in der Stadt. Die andern Häuser haben wenig Ansehn. Der König ist der einzige Handelsmann des Landes, die Unterthanen sind gezwungen, Alles in seine Packhäuser abzuliefern, er bestimmt dann für die fremden Kaufleute die Preise, und gewinnt große Schätze dabei. Eben so müssen auch seine Unterthanen alle Zeuge aus seinen Läden kaufen, und er soll sogar, um den Absatz zu vermehren, befohlen haben, die

Kinder früher zu kleiden, als das sonst Sitte war. Die Unterthanen sind die geplagtesten in diesem despotischen Staate. Viele Aemter erben vom Vater auf den Sohn; jeder Beamte ist körperlichen Züchtigungen unterworfen. Einen Erbadel findet man hier nicht, aber einen Orden, bestehend in goldenen und silbernen Betelbüchsen. Es sind 3 geschriebene Gesetzbücher vorhanden, da aber der Herrscher sich über das Gesetz stellt, so helfen sie wenig. Wegen der Thronfolge werden öfter blutige Kriege geführt, obgleich dem Gesetz nach, der älteste Prinz Thronfolger sein soll. Die Strafen für Vergehungen sind hart. Wer einen Prozeß verliert, wird noch besonders gestraft; ein Mörder wird lebendig gespießt, ein Religionsspötter mit glühenden Kohlen verbrannt, die man ihm ins Gesicht legt, und mit Blasebälgen anfeuert. Zur Ermittelung der Wahrheit kommen Feuerproben, Wasserproben und Tigerproben vor. Zwei Leute werden einem Tiger vorgeworfen und wen der angreift und verzehrt, der ist schuldig. Da der König leider über dem Gesetz steht, so verhängt er oft Strafen nach Willkür. So ließ ein siamischer König einem Schmäher den Mund zunähen und einem Leisesprecher den Mund bis an die Ohren aufschneiden.

Die ganze Ausdehnung des siamischen Reiches ist unbekannt. Das meiste Land liegt zwischen dem

Menam und der Kombodja, welche beide Flüsse oben in Verbindung stehen, ist nur an den Flüssen bevölkert. Die übrigen Gegenden nehmen undurchdringliche Wälder ein, worin Tiger, Nashörner, Büffel, Elephanten und andre Thiere hausen. Das Land hat schon jetzt viel Erze, und bei näherer Untersuchung würden sich mehrere Erze finden. Eisen, Zinn und Blei kommen neben Silber und Gold vor, und an Edelsteinen kann es hier nicht fehlen, da Hinterindien überhaupt das Land der bunten Edelsteine genannt wird.

Der Pflanzenreichthum ist in Siam so groß, wie in irgend einem andern Lande Indien's. Der Reiß wächst in den Schlammgegenden von selbst. Es gibt hier eine Reißart, die sehr kleine, ganz durchsichtige Körner hat, und nur an den Festtagen gegessen wird. Siam's Zuckerrohr *) ist von vorzüglicher Art. —

*) Das Zuckerrohr (saccharum officinarum) hat Aehnlichlichkeit mit unserm gemeinen Rohr, wächst gleich ihm an feuchten Oertern, braucht aber 18 Monate zu seiner Ausbildung, wird 8 bis 10 Fuß hoch, und hat sich von Ostindien aus, zuerst nach der Insel Cypern und von da nach Sizilien verbreitet, wo es schon im 12ten Jahrhundert angepflanzt ward. Nach der Entdeckung Amerika's brachte man es nach Westindien, wo es jetzt in großer Menge in sogenannten Zuckerpflanzungen erzeugt wird. Ist das Rohr reif, so wird es geschnitten und vermittelst besondrer Mühlen durch Walzen der Saft daraus gepreßt, den man in kupfernen Kesseln mit Kalkwasser, Lauge, oder Asche

Alle schönen Früchte Indien's gedeihen hier, als die Kokospalme, Sagopalme, Areka-Palme, Ananas, Pisang, Mangustan und mehrere Pfefferarten. Unter den trefflichen Früchten Siam's befindet sich eine, die auf den höchsten Bäumen wächst, welche zum Schiffbau das herrlichste Holz liefern. Es ist dieß der Dure (Durio Zibethinus). Seine Frucht hat eine rundliche Form, die Größe eines Menschenkopfes und gleicht wegen ihrer vielen Stacheln einem gekugelten Igel. Das Samenbehältniß ist eine fünffache Kapsel, und die Kerne haben die Größe eines Taubeneies. Das Fleisch des Dure (d. h. Stachelfrucht) schmeckt wie süßer Milchrahm mit Zukker und Zwiebeln. Der Geruch widersteht der Nase, er gleicht dem von faulen Zwiebeln. Die Papageien sind sehr gierig auf die Frucht, die Schweine aber auf die Kerne. — Das berühmte Adlerholz (excaecaria agallocha), welches in seinen Wurzeln und im untern Holz ein Harz enthält, das als das

---

und Alaun durch Kochen in sogenannten rohen Zucker verwandelt. Dieser wird durch Sieden in den Zuckersiedereien, indem man Ochsenblut, Eiweiß und Kalk hinzuthut und fleißig abschäumt, in weißen Zucker verwandelt. Der flüssige Saft, welcher bei der Läuterung abfließt, gibt den Zuckersirup, und die Krystalle, welche in den Läuterungsgefäßen anschießen, geben den Kandis. Der sehr starke Brantewein, welcher den Namen Rum führt, wird auch aus dem Zucker gewonnen.

köstlichste Räucherwerk geschätzt wird, wächst in Siam, aber man weiß nicht wie und wo. — Die Firniß- und Oelbäume China's, wie das Bambus, fehlen hier nicht; und wenn ein Pflanzenkenner Siam durchreiste, würde er sicher viele unbekannte Pflanzen zurückbringen.

In der Thierwelt von Siam stehen der Elephant und das Nashorn oben an. In den Gewässern herrscht das Krokodil und in den dicken Wäldern lauert der Tiger auf Mord. Er findet ganze Herden von Gazellen zu seiner Speise, besitzt aber auch in mehreren andern Thieren des Katzengeschlechts, treue Gehülfen; und selbst der Bär lebt im Siam, obgleich sein Geschlecht mehr dem Norden eigen ist. Affen sieht man in den Wäldern oft zu 50 bis 100 zusammen, und das von vielerlei Arten. Unter den kleinern Thieren zeichnet sich das langgeschwänzte Schuppenthier (manis macroura) aus. Es gleicht im Aeußern der Eidechse, obgleich es zu den Säugethieren gehört und hat Schuppen, wie Fische. Es kann sich aufrollen wie ein Igel, klettert gut und lebt von kleinen Thierchen, wornach es seine walzenförmige Zunge ausstreckt. Es ist zahnlos, und hat Verwandtschaft mit dem bekanntern Gürtelthier, das von Thierherumführern öfters vorgezeigt wird. Unsere eigentlichen Hausthiere scheinen nur in geringer Anzahl in Siam vorzukommen. Reich ist Siam an

den schönsten Vögeln. Der Pfau, mehrere ausgezeichnete Tauben-, Hühner- und Fasanen-Arten leben hier wild und zahm. Große und kleine Papageien hüpfen in den Wäldern. Letztere fängt man durch Leimruthen, die über einem Gebauer angebracht sind, worin zahme Lockvögel sich befinden. Durch seine wunderliche Form zeichnet sich unter den siamischen Vögeln der Hornvogel (calao bicornis) aus, der über dem obern Schnabel nach Art der Hahnkämme, einem großen, starken, hohlen Hornaufsatz hat, schwarz aussieht, und über 2 Fuß hoch ist. Der hornartige Aufsatz ist ein Luftbehälter und steht gleich den Knochen der Vögel mit der Lunge in Verbindung. Der Hornvogel wohnt in mehrern Gegenden Indien's, unter andern auch auf den Molucken, nährt sich von Ratten und Mäusen, lebt stets paarweise und nistet in großen Baumhöhlungen. Wenn das Weibchen darin brütet, so verklebt das Männchen den Eingang bis auf ein Loch, wodurch es erstern die Nahrung reicht.

Unter den siamischen Lurchen (Amphibien) ist das Krokodil am bekanntesten. Man hat hier 2 Arten es zu fangen. Die erste besteht darin, daß man es aufsucht und im Wasser verfolgt. Es hebt dann wohl den Kopf aus dem Wasser und öffnet den Rachen. Den Augenblick benutzen die Jäger, und werfen mit vieler Geschicklichkeit ihm eine Menge Har-

punen hinein, die von der äußern Haut abprallen würden. Die zweite Art Krokodile zu fangen geschieht durch eine Angel, woran eine Ente befestigt ist. Der Angelhaken, ein 10 Zoll langes Holz, sitzt unter dem Bauch der Ente. Diese gehemmt durch die Angelschnur, macht viel Geräusch. Dadurch wird das Krokodil herbeigezogen, schnappt zu und hat das Holz im Rachen. So bald man das merkt, zieht man das Thier dem Lande zu, und tödtet es mit Harpunen und Aexten. — Schlangen gibt es in Siam von 20 Fuß Länge und 1½ Fuß Dicke, aber diese großen sind nicht giftig. Die Meerschildkröten steigen hier 25 Meilen die Flüsse hinauf, und legen ihre Eier auf den Inseln. Nur vom König angestellte Leute dürfen auf sie und ihre Eier Jagd machen. Die siamischen Flüsse und Meeresküsten wimmeln von Fischen, die Lüfte durchschwärmen am Tage die schönsten Schmetterlinge, des Nachts die prachtvollsten Leuchtkäfer. Die Fülle des siamischen Thierreichs ist so groß, wie in wenigen andern Gegenden. Aber die Thierwelt erwartet auch noch hier, wie in so vielen andern Gegenden eines Erlösers, der sie genau durchforscht, jedes einzelnen Bau und Einrichtung untersucht und Gericht über sie hält.

Die Bewohner Siam's scheinen ein Gemisch von Malayen, Chinesen, Peguern, Burmhanern und andern Völkern zu sein, die sich erst mit der Zeit in

dieses Sumpfland, das asiatische Aegypten, herab und heranzogen. Die Volkssagen bestätigen dieses. Die Mehrheit der Siamer hat schwarze harte Haare, eine schwarzgelbe Haut, eine spitze Stirn, eine breite, stumpfe Nase, und entstellt seine Ohrläppchen durch schwere Ohrgehänge. Die Volkstracht ist leicht, doch sehr anständig. Sie besteht größten Theils aus Musselin und baumwollenen Zeugen. Den Kopf bedeckt eine spitz zulaufende Mütze. Die Armen gehen barfuß, die Reichen tragen spitze Schlittenschuhe. Lange Nägel gehören zu den siamischen Schönheiten; manche tragen deßhalb sogar künstlich angesetzte. Reinlichkeit ist eine Haupttugend der Siamer. Sie baden sich fleißig und bestreichen dann den Körper mit Oel und Wohlgerüchen.

Alle siamischen Häuser ruhen, der Ueberschwemmungen wegen auf 10 bis 15 Fuß hohen Pfählen, haben nur 1 Stockwerk und sind sehr einfach. Die Dächer und Wände bestehen aus Flechtwerk, die Frauen haben im Innern ihre Abtheilung für sich, und Reinlichkeit herrscht überall.

Weil die Hitze in den Sumpfgegenden doppelt drückend ist, und die Eßlust mindert, so genießen die Siamer wenig und leben größten Theils aus dem Pflanzenreiche. Hauptnahrung ist der Reiß, der in den Kokosschalen gekocht wird, indem der Reiß eher gar wird, als diese verbrennt. Gleich dem Chinesen

ist der Siamer kein Kostverächter. Er verspeist allerlei Gewürm, Larven, faule Eier, Heuschrecken und halb faule Fische. Das Fleisch der europäischen Hausthiere, selbst der Hühner ist hier hart und schwer zu verdauen. Die Kühe geben sehr wenig Milch, und Butter kann man der Hitze wegen nicht machen. Selbst der Tisch des Königs scheint den Europäern schlecht. Von 30 Gerichten mundeten einigen Gesandten kaum ein Paar, obgleich alle in silbernen Schüsseln, und der Nachtisch sogar in goldnen Schalen gereicht wurde.

Die Betriebsamkeit des siamischen Volkes ist gering. Der König von Siam feiert wohl ein ähnliches Ackerfest, als der chinesische Kaiser, indem er, auf einem Ochsen reitend, mit seinem Hofstaat sich auf den Acker begibt, um ein Stück Land umzupflügen; aber dennoch liegt der Ackerbau darnieder. Am geschicktesten zeigen sich die Siamer im Schiffsbau. Die Schiffe, welche hier Ballonen heißen, sind sehr lang und schmal. Das Vorder- und das Hintertheil ragen hoch aus dem Wasser empor. Sie werden von Ruderern in Bewegung gesetzt, die hinten und vorn im Schiffe sitzen, oft 120 bis 150 Mann stark, und in der Mitte nur einen freien Platz lassen, den eine zierlich, oft thurmartig erbauete Kajüte einnimmt. Manche Ballonen haben die Gestalt von Drachen, Fischen und andern Thieren, und sind

prachtvoll vergoldet. Die vornehmen Frauen besitzen ihre eignen Ballonen, die von Ruderinnen bewegt werden. Alle Handwerke, die sich nicht auf den Bau der Ballonen beziehen, sind sehr unausgebildet, Lederarbeit kennt man fast gar nicht. Die Webereien sind schlecht, und die Kunst Häuser zu bauen steht hier weit tiefer als in Burmhan. Selbst der königliche Palast hat eigentlich nur ein Stockwerk, doch ist die Einrichtung getroffen, daß die Zimmer treppenförmig vom Eingange aus hinaufsteigen. Der König wohnt im höchsten Zimmer, die niedern Beamten vorn in den niedrigsten. Die Elephanten des Königs residiren in der Umgegend des Palastes, und erhalten gleich andern Hofleuten, nach ihren Einsichten Titel und Würden. So z. B. heißt der eine Baron, der andre Fürst u. s. w. Die Tempel Siam's stehen den burmhanischen und tibetischen bei Weitem nach. Die Hauptverehrung der Siamer ist auf den Fo (Bud, Gaudma, Xaca) gerichtet; wie dieser aber in jedem Lande einen andern Namen hat und doch stets derselbe ist, so auch hier. Er heißt Sommona-Kodom, d. h. der sich selbst beherrschende Mensch. Der Siamer erzählt, dieser Mensch sei gleich einer Blume aus dem Nabel eines Kindes hervorgewachsen, habe dann in Wäldern gelebt, dort große Wohlthätigkeit geübt, z. B. die Thiere mit seinem eignen Fleisch gefüttert,

und herrliche Lehren verkündigt, besonders von der Seelenwanderung, und dem Paradies. Die Lehren dieses Gottmenschen verbieten den Siamern das Stehlen, Tödten, Betriegen, Streiten und das Trinken berauschender Flüssigkeiten; sie setzen Strafen für den Ehebruch fest, gebieten die Anbetung eines Gottes, die Verehrung der Priester, erlauben aber den Selbstmord. Sommona-Kodom's Ansehen stieg so hoch, daß sein eigner Bruder, von großem Neide getrieben, beschloß, ihn zu tödten. Aber im Augenblick, als er das ausführen wollte, öffnete sich die Erde, und die Hölle verschlang den, der so Scheußliches beabsichtigte. In der Hölle, im Mittelpunkt der Erde ward dieser Bösewicht mit einer Dornenkrone *) geschmückt, und zur ewigen Qual verurtheilt. Sommona-Kodom stieg späterhin, nachdem er unendlich viel Gutes gethan hatte, nach der Meinung Einiger in den Himmel, nach der Meinung Andrer starb er an einem gegessnen fetten Ferkel.

Die siamischen Geistlichen leben in Klöstern, die niedern müssen bei den obern beichten, alle tragen sich gelb, ernähren sich von milden Gaben und predigen fleißig dem Volke die Glaubens- und Sittenlehren vor. Sie sind gastfrei in ihren Klöstern, halten strenge Fasten, scheren zu gewissen Zeiten ihr

---

*) Diese Lehre schreckt die Siamer vom Christenthume zurück.

Haupt, besonders im Neu- und Vollmond. Die siamischen Frauen dürfen erst, wenn sie 50 Jahre alt sind, sich dem Nonnenstande ergeben. In Krankheiten erscheinen die Geistlichen als Aerzte und als Seelsorger. Sie besitzen einige Pflanzenkunde und wenden bei Krankheiten Kräuter an. Als Geistliche sprechen sie zugleich dem Leidenden Trost zu. Bei Beerdigungen haben sie Wachskerzen, zünden Räucherwerk bei dem Sarge an und singen Trauerlieder. Wie in China, ist weiß hier die Trauerfarbe, und die Leichenzüge beider Vöker stimmen auch überein. Die Leichen der Angesehenen werden halb verbrannt und dann wieder in einen Sarg geschlossen; die der Armen wirft man den Raubthieren hin.

Die Schauspiele der Siamer gleichen denen der Burmhaner und Chinesen. Große Leute in Siam ergötzen sich an Drachen, die sie steigen lassen. Hahnenkämpfe, Ochsenrennen, Ringen und andre Wettspiele liebt das Volk sehr. — Das Tabakrauchen wird von Frauen und Männern getrieben.

Die Siamer führen ein geregeltes häusliches Leben, nur werden bei ihnen wie bei vielen Völkern die Frauen für Wesen geringerer Art gehalten, und die Nebenweiber können sogar als Sklavinnen verkauft werden. Die Ehen werden im Beisein der Verwandten geschlossen, welche Geschenke erhalten. Das Heirathsgut wird dabei ausgezahlt. Eine priester-

liche Einsegnung erfolgt einige Tage nachher. Eine Frau, die ihrem Manne kein treues Eheweib ist, wird den Tigern lebendig vorgeworfen, oder muß noch schrecklichere Strafen dulden. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Mädchen von 11 bis 12 Jahren sich in Siam verheirathen; sie sind denn auch schon völlig ausgewachsen; werden aber früh alt.

Treue und Glauben gehören zu den Haupteigenschaften des Siamer. Kaumhin zählt er im Handel die Kaufsumme nach. Lügen und Betriegen ist selten, vom Stehlen hört man fast gar nichts. Das ganze Wesen der Siamer ist ruhig und gemüthlich still. Sie leben enthaltsam, mäßig und zufrieden, ohne große Leidenschaften und Begierden. Ihre Fortschritte in Künsten und Wissenschaften sind gering. Zur Dichtkunst haben sie eine große Neigung, und ihre Sprache selbst ist sehr dichterisch, weil viele Bilder darin herrschen. Ein kleines Gewicht heißt z. B. ein Gewichtkind und die Blüthe, der Ruhm des Holzes. Für Licht und Schönheit haben sie das einzige Wort Sü. Ihre Schriftsprache ist so leicht, als die unsre, zu schreiben. Die heiligen Bücher sind in ganz andern Sprachen, in der Balischen verfaßt, welche die allgemeine Priestersprache Hinterindien's zu sein scheint. — Die Landesgesetze sind geschrieben; aber Keiner bekümmert sich eher um sie, als wenn er ein öffentliches Amt erhalten hat.

Eigentliche Aerzte gibt es gar nicht. Ein allgemeines Verfahren bei Krankheiten ist das in Norddeutschland bei Bauern auch noch übliche Treten. Der Kranke legt sich gestreckt auf die Erde, und der Arzt tritt ihn vom Kopf bis zum Halse mit Füßen. — Die Feuchtigkeit erzeugt in Siam viele Krankheiten, besonders faule Fieber, Ruhren und Brustkrankheiten. Berüchtigt ist das sogenannte siamische Uebel — eine der furchtbarsten Krankheiten. Sie hebt mit Kopf- und Nierenschmerzen an, und äußert sich durch Fieber. Nach einiger Zeit dringt das Blut aus allen Schweißlöchern hervor, es erfolgt auch wohl ein Blutbrechen und eine gänzliche Auflösung aller Säfte, oft verbunden mit großen Blutbeulen unter den Aermen und in den Weichen, und führt am 6ten oder 7ten Tage den Tod herbei. Bisweilen kommt es auch, daß der Kranke gleich am ersten Tage plötzlich stirbt und daß dann eine Viertelstunde darauf der ganze Körper schwarz und faul ist. Diese Krankheit findet man in mehrern heißen Sumpfgegenden, z. B. auf den Antillen und in Aegypten.

Wunderliche Vorstellungen haben die Siamer vom Weltgebäude. Sie halten die Erde für eine viereckige Fläche, worauf der Himmel wie ein Gewölke liegt. In der Mitte dieser Fläche nehmen sie einen Berg an, der den Himmel berührt, um welchen Sonne, Mond und Sterne herumlaufen. Die

Mondfinsternisse erklären sie durch einen Drachen, der den armen Mond stets verfolgt, verschlingt, aber wieder von sich geben muß.

Der Siamer lebt gleich dem Chinesen unter der furchtbaren Zuchtruthe seines Frohnherren, d. i. seines Königs, der sich nicht bloß für den Besitzer aller Felder und alles Grundeigenthums hält, sondern nach diesen seinen Grundsätzen auch handelt. Sicherheit des Eigenthums findet hier nicht Statt. Heute geht der Besitzer eines Gartens in demselben umher und überrechnet seine Ernte und wie er davon die Seinen ernähre; morgen kommen die Trabanten des Königs, zählen und messen alles genau, erklären die Früchte für ein Eigenthum des Königs, und machen den Besitzer für verantwortlich, daß nichts bis zur Ernte entwandt würde, wo der König Alles in seine Vorrathshäuser bringen läßt und wo es der Besitzer muß als eine Gunst ansehen, wenn er eine kleine Entschädigung erhält. Die königlichen Elephanten, die weit höher stehen, als ein siamischer Unterthan, haben das Recht, überall in die Felder einzudringen, und die Hauptnahrung des Siamers, den Reiß zu verzehren und zu zertreten. Bei diesem Zustande der Dinge darf man sich darüber nicht wundern, daß Gewerbe und Ackerbau darnieder liegen. Von Liebe des Volks zum Fürsten, von Anhänglichkeit an einem angestammten Fürstenhause,

von Verbesserung der Gesetzgebung und wirklicher Landesregierung kann in Siam nicht die Rede sein. Der König lebt, fern vom Volke, in seinem Palast, umgeben von schmeichlerischen Hofbedienten, die ihn als einen Gott verehren, und durch ihre Schmeicheleien für sich zu gewinnen suchen. Nur die Großen des Landes können täglich 2 Mal zur Audienz vor ihn kommen, dürfen da ihre Sachen vorbringen und werfen sich dabei zitternd vor dem Herrscher nieder, dessen Winke über Leben und Tod kurz entscheiden. Zeigt sich der König ein Mal, auf einem Elephanten reitend, so muß alles Volk auf den Knieen liegen, die Augen zur Erde gewandt. Alle Jahr geschieht dieß beim Zurücktreten des Wassers, welches der König befiehlt, indem er sitzend auf einem Prachtthron in einer Ballone mit dem Schwert ins Wasser hauet. Zur Leibwache hat der König, wie jeder Despot, der sich vor seinen Unterthanen fürchtet, Ausländer, besonders Tartaren; und im Innern des Palastes dürfen sich nur Weiber sehen lassen, die dem König die Speisen zubereiten und ihn bedienen. Um seinen Palast herrscht eine Todtenstille. Die Leute wagen dort kaum hin zu gehen, viel weniger zu sprechen. Ein Wassergraben, der das Schloß umgibt, ist mit Ketten durchzogen, die eiserne Spitzen haben.

Die Geschichte Siam's, so weit wir sie kennen, ist ein schreckliches Gewebe von Gräuelscenen aller

Art, wie solche in einem despotischen Staate nothwendig sich ereignen. Der König, der nach langen Unruhen 1550 den siamischen Thron von Neuem befestigte, ward von seiner Gattin vergiftet. Ihren eignen Sohn tödtete dieß Weib. Darauf fielen benachbarte Völker, besonders Peguer ein. Ein tapfrer siamischer Prinz, der Schwarze genannt, befreiete sein Vaterland von den Peguern, allein nach seinem Tode stürzte sein Bruder, der weiße Prinz genannt, von Neuem das Reich ins Verderben. Er hatte viele Japaner im Dienst, die bei der schlechten Regierung übermüthig wurden, einen Aufstand erregten, die Stadt plünderten, viele Große ermordeten, und zuletzt, mit ansehnlicher Beute beladen, nach Japan heim schifften. Als darauf die benachbarten Völker von Neuem über Siam herfielen, leisteten die Portugiesen dem Staat Hülfe, und erhielten dafür den Hafen von Martaban, der damals noch siamisch war. Der siamische König duldete jetzt auch die Verbreitung des Christenthums, und baute auf seine eignen Kosten eine christliche Kirche. Sonst war er bei manchen Tugenden, z. B. der Treue und Freigebigkeit, ein Unmensch. Er hieb 10 Hoffrauen, die seine Befehle zu langsam ausführten, mit eigner Hand die Beine ab. Diesem Könige folgten zwei Söhne nach einander, die bald ermordet wurden. Ein Emporkömmling bemächtigte sich sodann des

Thrones, ermordete 3000 Angesehene des Landes, und wollte die Gemahlin des letzten Königs zwingen, ihr eignes Fleisch zu essen. Er regierte 30 Jahr. Sein besserer Sohn Chou-Maaye folgte ihm. Unter seiner Regierung kamen 1682 französische Glaubensverbreiter nach Siam, nämlich 6 gelehrte Jesuiten. Chou-Maaye schickte selbst eine Gesandtschaft nach Frankreich an Ludwig XIV., die derselbe erwiederte. Es gingen außer Glaubensverbreitern zugleich Seeofficiere und Freiwillige mit nach Siam. Veranlasser der Verbindung zwischen Frankreich und Siam war der erste siamische Minister Phaulcon.

Constantin Phaulcon, ein Grieche, Sohn eines Gastwirths auf der Insel Cephalonien, geboren 1650, besaß bei einem wohlgebildeten Körper besondere Gaben des Geistes. In seinem 12ten Jahre ging er nach England, und von da aus späterhin mit einem angesehenen Kaufmanne nach Ostindien, wo er sich in kurzer Zeit so viel Vermögen erwarb, daß er auf eigne Rechnung einen Handel anfing, und deßhalb nach Siam ging. Er hatte das Unglück, 2 Mal an Siam's öden Küsten Schiffbruch zu leiden. Das 2te Mal rettete er nur 2000 Thaler, und machte sich damit nach der Hauptstadt auf den Weg. Den folgenden Morgen stieß er auf einen siamischen Gesandten, der aus Persien zurück-

kehrte und ebenfalls hier gescheitert, aller Hülfe beraubt war. Phaulcon nahm sich seiner liebevoll an, kaufte Kleider, Lebensmittel und ein Schiff, worin sie nach der Hauptstadt zurückkehrten. Der Gesandte empfahl Phaulcon aus Dankbarkeit den siamischen Ministern. Bald gewann derselbe das Zutrauen des Staatskanzlers (Barcalon — ersten Ministers), er ward als Gesandter gebraucht, zog durch seine Geschicklichkeit die Augen des Königs auf sich, und sollte selbst Staatskanzler werden, was er aus Klugheit jedoch ablehnte, um nicht zu sehr den Neid der Eingebornen zu reizen. Damit er gegen diesen Neid einen Stützpunkt habe, zog er die Franzosen ins Land, und gestand ihnen große Begünstigungen zu. Die beiden Hauptháfen Mergui und Bancok wurden ihnen übergeben, und der Franzose Forbin zum Großadmiral des siamischen Reiches ernannt. Phaulcon und Forbin retteten den Staat, den vertriebene Malayen, deren sich der König angenommen hatte, durch eine schändliche Empörung umzustürzen drohten. Allein Phaulcon's Macht erreichte, troz aller seiner Klugheit, auch ihr Ende. Während dessen, daß der König auf dem Sterbelager sich befand, brach eine Erbfolgestreitigkeit aus; angeregt durch einen Großen des Landes, einen gewissen Pitrarcha, der mit dem Könige erzogen war, und vorgebend, daß er den Bruder desselben auf den Thron

wünsche, selbst Lust zu demselben hatte. Er ließ im Zimmer des Königs dessen Söhne verhaften. Die Franzosen, welche Forbin nicht mehr anführte, verließen in der entscheidenden Stunde den König und den Minister, welchen sie Alles verdankten. Pitrarcha blieb oben; er ließ Phaulcon durch Henkershände auf das Scheußlichste quälen, und dann in Stücke zerhauen. Seine Frau, früher die reichste in Siam, ward als Sklavin verkauft, und mußte zuletzt in der Hauptstadt umher betteln. Den Franzosen erlaubte man, nachdem man sie eine Zeit lang in Bankok belagert hatte, endlich einen freien Abzug, alle Christen wurden auf das Schimpflichste behandelt, die Geistlichen Martern ausgesetzt; und nur dem Einfluß der Engländer hatten es die Christen zu danken, daß sie nicht alle getödtet wurden. Pitrarcha ließ die Brüder des Königs in sammetne Säcke stecken, und mit Keulen todt schlagen, um dem Gesetze schlau auszuweichen, das erklärt, daß kein königliches Blut vergossen werden solle, und zwang die Tochter des verstorbenen Königs, sich mit ihm zu vermählen. Zwei Jahr herrschte der Unhold. Sein Sohn zwang seine Stiefmutter, ihn zum Gemahl zu nehmen und Familienmördereien hörten in diesem Geschlechte nie auf. Im Jahr 1793 bemächtigten sich die Burmhaner eines großen Theiles des Reichs.

Der christliche Glaube hat sich noch in manchen Gegenden erhalten, und es wäre wohl der Mühe werth, daß Europäer wieder Verbindungen mit Siam anknüpften. Es muß doch früher oder später die Zeit kommen, wo Asien's Völker bürgerlich vom Despotismus, geistig von dem Aberglauben befreiet werden. Sie haben den Europäern viel gegeben und sollen deßhalb auch wieder viel von diesen empfangen; nur Ketten mögen wir ihnen nicht bringen, die haben sie genug; Freiheit und Licht bedürfen sie.

Wie viele Staaten außer den erwähnten noch in Hinterindien sind, das läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Angeführt werden noch Laos, Lactho, Kombodja, Ponthiamas, Tsiampa, Cochinchina und Tunkin. Alle diese Länder sind gebirgig und sehr wasserreich. Man rechnet in Tunkin über 50 Flüsse, die sich ins Meer ergießen; darunter ist ein Hauptfluß, der in China entspringt, und Tunkin, nach andern Hotikiang, heißt. Der Fluß Kombodja entspringt in Tibet, und ist der größte in allen diesen Ländern. Cochinchina's Haupthafen ist Turon. — Die Luft in den erwähnten Ländern ist angenehm, die Hitze wird durch die Höhe der Berge und durch Seewinde gemindert. Die innern Gebirgsgegenden sollen aber ungesund sein; vielleicht weil die Wälder noch nicht geluftet sind; andere mei-

nen, daß die Blätter mehrer Firnißbäume dort das Wasser vergifteten. Die Abwechselung von nasser und dürrer Jahreszeit, die in heißen Gegenden fast allgemein ist, findet sich auch hier, aber nicht grell, man merkt allmälige Uebergänge. Die Stürme, welche Tunkin's und Cochinchina's Küsten heimsuchen, sind fürchterlich. Sie verwüsten die Getreidefelder, reißen die Bäume mit den Wurzeln aus, zertrümmern Häuser, und machen auf die Vögel einen solchen Eindruck, daß sie betäubt zur Erde fallen.

Die vielen Höhlen, welche in Tunkin vorkommen, zeigen, daß ein Kalkgebirge hier lagert. Es soll gediegenes Eisen und Kupfer darin gefunden werden, in Cochinchina sind Zinngruben. Ein Fluß in Lactho soll Silbersand führen, mehrere andre Flüsse aber Gold. Welche Schätze die Berge enthalten, kann man jetzt noch gar nicht wissen. Der Menschenschlag in Tunkin nähert sich den Chinesen, die Bewohner von Kombodja sind mehr den Siamern verwandt. Wie viele Leute in diesen Ländern wohnen, das ist unermittelt; wenn man 20 Millionen annimmt, möchte man eher zu viel als zu wenig gerechnet haben. Die meisten davon leben in Tunkin, das in einigen Gegenden so bevölkert als China ist. Die Dörfer liegen hier nahe an einander, und es gibt darunter welche, die 7 bis 8000 Einwohner haben. Tunkin's Hauptstadt Bac—

Kinh *) hat 40,000 Einwohner, Phu-Xuan die größte Stadt in Cochinchina nur 20,000. In Laetho und Tsiampa sind gar keine Städte. Kriege und Dürren verheeren oft die Bevölkerung außerordentlich.

Die Thierwelt Hinterindien's ist noch nicht hinlänglich erforscht. Zum Ackerbau gebraucht man den Büffel mehr als den Ochsen, das Pferd ist klein und kommt nicht viel vor. Nur die Vornehmen gebrauchen es zum Reiten. In den hohen Gebirgen gibt es wilde Hunde, größer als die europäischen zahmen, bisweilen in Herden von 100 bis 200 Stück. Wo sie hinkommen, verbreiten sie Furcht und Entsetzen. Löwen und Wölfe kommen nicht vor. Dem Nashorne gehen die Einwohner nach, um es zu verzehren, seine Haut zu gebrauchen, und aus seinem Horn eine Arznei zu gewinnen. Man unterscheidet in Tunkin und Cochinchina 2 Arten Bären. Die eine Art lebt gewöhnlich auf Bäumen, wo sie sich Nester von Zweigen und Blättern macht. Wilde Schweine kommen hier in großer Menge vor, und allerlei Affenarten wohnen in den Wäldern. Die Bienen liefern sehr zarten Honig, den man in Tunkin gern mit der jungen Brut zugleich genießt. Die Seiden-

---

*) Die Lage aller dieser Oerter ist auf den Karten sehr unsicher.

würmer zieht man in niedrigen Hütten, um sie gegen die schädlichen Winde zu schützen. Große Ameisen fallen den Bewohnern oft zur Last, indem sie die Zeuge zerfressen und das Holz von den Häusern verwüsten. Unter den Fischen zeichnen sich viele durch ihre sonderbaren Formen aus. Die mancherlei Schildkröten geben eine angenehme Nahrung. Die hier vorkommenden Austern haben eine ausgezeichnete Größe, manche sind ½ Fuß lang. Zu Cochinchina's Vögeln gehören auch die Salanganen.

Der Hauptgegenstand des Ackerbaues ist in diesen Gegenden der Reiß, der in mehrern Arten vorkommt. Bohnen und Mais, Kartoffeln, Gurken und Kürbisse wechseln damit auf den Feldern. Viele europäische Fruchtbäume wachsen hier, z. B. Pfirsich-, Pflaumen- und Granat-Bäume. Besonders gut gedeihen in Tunkin die Pomeranzen, wovon man dort 20 Arten zählt, die an Farbe, Geschmack und Größe verschieden sind. Es gibt welche, kleiner als eine Nuß, und andre von der Größe eines Kürbis. Die schönste darunter ist die K ö n i g s - P o m e r a n z e, die nur der König essen darf, weßhalb seine Diener, wo sie solche finden, ihm überbringen. Sie riecht eben so schön, als sie schmeckt. Feigen, Ananas und mehrere Bananenarten wachsen in großem Ueberfluß. Ueberhaupt ist Hinterindien ein wahrer Frucht-Garten, der bei der geringsten Anregung des Menschen,

Alles von selbst erzeugt. In Cochinchina wächst Kaffee und Pfeffer, in Tunkin Indigo und Thee, in Laos findet man Firnißbäume *) mit dem schönsten Bauholz. Dazwischen wachsen die mannichfaltigsten Palmen und das Bambusrohr. Alles ist hier, nur der Mensch, d. h. der Freie, der wirklich Boden besitzt, nach Gesetzen leben darf, und nicht die Willkür eines Despoten und seiner Tausende von Dienern, die alle schlechter sind als er, zu fürchten hat, nur der fehlt, um aus ganz Hinterindien ein Paradies zu machen, die Flüsse zu regeln, die Wälder zu lichten, die Tiger und Elephanten zu bezähmen, den Boden unterthänig zu machen, und Freuden und Seligkeiten in Menge zu schaffen.

Die Küstenbewohner Tunkin's und Cochinchina's sollen sich besonders durch ihre Geschicklichkeit

---

*) Am wichtigsten darunter ist der echte Benzoe (styrax Benzoin) ein Baum, der ganzrandige eirunde Blätter und traubige Blüthen hat, durch Ableger und Samen fortgepflanzt, und besonders in Laos und auf Sumatra gehegt wird. Ist er 6 Jahr alt, wo er 8 Zoll im Durchmesser zu haben pflegt: so benutzt man ihn zur Harzlese. Man ritzt zu diesem Endzwecke den Baum ein, besonders unterhalb der Zweige. Aus den Wunden tröpfelt ein weißer Saft, der sich zu einem gelbröthlichen Harz verhärtet. Der König von Laos treibt einen bedeutenden Handel damit, indem man das Benzoeharz sowohl innerlich als äußerlich benutzt. Es reinigt die Haut, wird bei Brustübeln und Zahnschmerzen gebraucht, so wie zu Seifenkugeln und Räucherkerzen angewandt.

im Fischfang auszeichnen. Nicht allein, daß sie alle unsere Arten mit Angeln, Reusen und Netzen zu fischen haben, sondern sie fischen als Taucher, oder auf Stelzen im seichten Wasser gehend, oder mit einem glänzenden Brete am Kahn, das die Fische blendet. Manche Fische lockt man durch duftende Blätter, andre durch Farben, andre durch Töne an. Kabeljaue und Sardellen werden am meisten gefangen. In der Schifffahrt sind diese Leute zurück, gleich den Chinesen, mit denen überhaupt die Küstenbewohner dieser Länder große Aehnlichkeit in Allem haben. Zwei Dörfer Tunkin's sind wegen ihrer dauerhaften irdenen Gefäße berühmt. In Erz wird schlecht gearbeitet; in Holz besser. Die Verfertigung der Zeuge fällt den Weibern zu. Die tunkinischen baumwollnen Zeuge werden den seidenen vorgezogen. Leder bereitet man wenig, weil die meisten Häute mit verspeist werden. In Lactho besteht die häusliche Einrichtung, daß die unverheiratheten Mädchen viele feine baumwollne Zeuge arbeiten, und diese als Heirathsgut, wie in Europa die Tisch- und Bettwäsche ihren Männern zubringen. Tunkin's Atlasse und Cochinchina's Taffente waren sonst berühmt. Den Bewohnern Tsiampa's geht aller Kunstfleiß ab. Wie in andern Gegenden Asien's, wohnen auch in Tunkin die Leute von gleichem Gewerbe in Dörfern und Städten zusammen.

Der Handel zwischen den einzelnen erwähnten Staaten ist nicht bedeutend. Aus Laos gehen nach Tunkin Elephanten, Elphenbein, Wachs, Bambus und einige baumwollene Zeuge. Lactho sendet Büffel und rohe Baumwolle dorthin. Beide Länder ziehen dagegen aus Tunkin Salz, Fische und seidne Zeuge. Heerstraßen und gebahnte Wege fehlen fast ganz. Nur von Bao-kinh, der Hauptstadt in Tunkin, bis Phu-Xuan der Hauptstadt in Obercochinchina, worin bei der Vereinigung der Reiche gewöhnlich der König wohnte, führt eine schöne Landstraße, gegen 100 Meilen lang und 100 Fuß breit. Der auswärtige Handel ist, seit dem Aufkommen der Europäer in diesen Gewässern, unbedeutend. In neuern Zeiten haben sich die Tunkinesen und Cochinchinesen besonders als Seeräuber ausgezeichnet. Im 17ten Jahrhundert wurden zuerst Europäer in Tunkin aufgenommen, und legten dort Niederlassungen an, die späterhin, durch mancherlei Ursachen veranlaßt, wieder aufgegeben wurden. Im 18ten Jahrhundert trieben die Franzosen mit den Cochinchinesen bedeutenden Handel, und besuchten fleißig die Bucht von Turon; aber die innern Kriege haben sie von hier verscheucht. Späterhin sind die Engländer vergeblich bemüht gewesen, wieder einen Handel anzuknüpfen. Handelsgegenstände liefern beide Länder genug. Mit Laos, das in ältesten Zeiten zu China gehörte,

dann eine Zeit lang als Republik bestand, aber aus dieser Verfassung zu einem Königthum überging, suchten in der Mitte des 17ten Jahrhunderts die Holländer einen Handelsverkehr zu eröffnen, und schickten einen Gesandten dahin.

Die Tunkiner und Cochinchinesen leben wie die Chinesen, essen auf dieselbe Art, haben dieselben Speisen und sind bei ihrem großen Ueberfluß an Lebensmitteln eben so wenig ekel. Ein eignes Gericht, das häufig hier gegessen wird, besteht aus rohem Fleisch, oder aus rohen Fischen. Man schneidet das Fleisch in kleine Streifen, wie Papierschnitzel und legt dazwischen wohlriechende Blätter. So zubereitet kommt es fast bei allen Mahlzeiten vor. Fische von der Größe einer Sardelle, werden schwimmend in einer Schüssel mit Wasser auf den Tisch gesetzt. Jeder Essende greift sich einen oder mehrere Fische heraus und verzehrt sie, im Kauen sie tödtend. Kuchen und Eingemachtes hat man in großer Menge und von so mannichfacher Art, wie vielleicht nirgend in Europa. Am besten essen die Tunkiner, weil sie besser die Zubereitung der Speisen verstehen als die Cochinchinesen. Man erkennt bei ihnen die Nähe von China.

Die Kleidung der Tunkiner ist der milden Witterung angemessen. Strümpfe trägt keiner. Vornehme bedienen sich einer Art Pantoffeln. Gemeine

Leute tragen zu Hause weiter nichts, als einen Schamgürtel. Gehen sie aus, so ziehen sie ein weites Kleid an, das den ganzen Leib bedeckt. Anständige Frauen tragen stets die Brust bedeckt. Männer und Frauen bekleiden den Kopf mit einem Turban. — Die Cochinchinesen wickeln sich von Fuß bis zum Kopf in eine Art Umschlagetuch, was sehr unbequem ist. Die Zeuge sind hier überall so wohlfeil, daß jeder sich leicht kleiden kann.

Die Häuser werden in Tunkin und Cochinchina fast eben so, wie in China gebauet. Wo feuchter Boden ist, erhöhet man die Erde. Säulen tragen das darüber hervorragende Dach, und ihre Zwischenräume sind bei ärmern Leuten mit Lehm, bei reichern mit Bretern ausgefüllt. Bei ganz Armen ist die Erde der Fußboden, andere bilden einen Estrich, indem sie Kalk mit ungeläutertem Zucker vermischt darüber gießen. Die Reichen haben einen breternen Fußboden. Nur die fürstlichen Paläste dürfen im Viereck gebauet sein, und nur die Häuser der Beamten haben zwei Stockwerke; sind auch theilweise von Luftziegeln aufgeführt. Bambus ist bei den meisten Häusern der Hauptstoff. Die Häuser sind von schönen Gärten umgeben, nur die an der Küste machen davon eine Ausnahme.

Die ganze bürgerliche Einrichtung der Reiche von Tunkin und Cochinchina, welches erstere Land

in gewissen Anhängigkeitsverhältnissen von China steht, gleicht der in China; der Landesherr erscheint als Vater, seine Macht hat keine Schranken, und weil seine Diener unter keiner ordentlichen Aufsicht stehen, so wird das Volk gedrückt. Fast Keiner darf Waffen führen, Keiner das Land verlassen. Das ganze Volk zerfällt in Befehlende und Gehorchende. Erstere heißen die königlichen, und alle Soldaten gehören dazu. Ein erblicher Adel wird nicht angetroffen. Selbst die Seitensprossen des königlichen Geschlechts haben nicht fürstlichen Rang. Die Gehorchenden bilden gewisse Vereine, die den europäischen Gemeinheiten, Innungen und Zünften nicht unähnlich sind, und auch ein gemeinsames Vermögen besitzen. Die königliche Leibwache, welche man die goldnen Säbel nennt, weil sie vergoldete Griffe an den Säbeln führt, hat ein großes Ansehn. Schickt der König Leute davon in eine Provinz und versieht sie mit einem elphenbeinernen Stäbchen, woran das Reichswappen ist, so muß jeder Beamte kniend ihre Befehle entgegen nehmen.

Bei Verehelichungen in Tunkin ist die sonderbare Sitte, daß der Bräutigam die Braut von der Gemeinde erkaufen muß, weßhalb er 3 bis 20 Rthlr., und ist die Braut aus einer andern Gemeinde als er, noch ein Mal so viel zu erlegen hat. Geschenke an Betel und Reißbrantewein müssen außerdem noch

für die Gemeindevorsteher dabei sein. Ist dieß Alles richtig gegeben, so betrachtet man die Ehe als geschlossen. Der Mann hat große Gewalt über die Frau. Es steht ihm zu, sie zu züchtigen und in Fesseln zu legen. Nur der Mann kann auf Ehescheidung antragen. Die Kinder darf der Vater als Gesinde, doch nicht als Sklaven verkaufen. Diebe bestraft man durch Abhauung eines Daumens, Ehebrecher aber mit dem Tode.

In frühern glücklichen Zeiten waren die Tunkiner und Cochinchinesen frei von allen Abgaben, ihre Fürsten bestritten alle Ausgaben von dem Ertrag ihrer Güter. Nachdem hier aber die stehenden Heere auch nach Europa's Beispiele, auf die Beine gekommen sind, so müssen die Unterthanen große Abgaben zahlen, und außerdem noch alle Frohnden verrichten. Zum Kriegsdienst ist jeder von 18ten Jahre, wo er volljährig wird, bis zum 50sten Jahre verpflichtet. Man hebt in Tunkin den 7ten, in Cochinchina den 3ten Mann aus. Die Bekleidung, Ausrüstung und Besoldung der Soldaten bestreiten die Gemeinden, nur die Officiere besoldet der Fürst. Das Heer von Tunkin und Cochinchina ist mit Flinten, Kanonen, Bajonneten, Säbeln, Piken und Aexten versehen. Die Kriegsböte sind durch den frühern Verkehr mit Europäern sehr verbessert worden.

Der Glaube der Tunkiner und Cochinchinesen

ist so verschieden wie bei den Chinesen. Das römische Christenthum ward in beiden Staaten ausgebreitet, aber auch oft hart verfolgt. Man zählte in den glänzendsten Zeiten 300,000 Christen in Tunkin und 60,000 in Cochinchina. Jetzt mag diese Anzahl durch Verfolgungen und durch Unterbrechung des Verkehrs mit Frankreich, sehr zusammen geschmolzen sein.

Die Tunkiner sind vor den übrigen Völkern Hinterindien's wegen ihrer großen Eßlust bekannt. Bei öffentlichen Gelagen essen sie nicht allein bis zum Uebermaß, sondern sie nehmen noch Vorräthe mit. Die Küche achten sie für das Hauptzimmer im Hause. Die Bewohner von Laos zeichnen sich durch ihre Geschicklichkeit im Puppenspiele aus. Viele ziehen als Puppenspieler in den benachbarten Ländern umher.

Daß die Bewohner Hinterindien's kohlenschwarzgebeizte Zähne haben, daß sie Betel kauen, mit kreuzweise geschlagenen Beinen sitzen, daß die Vornehmen bei ihnen in Sänften reisen, wird hier nur angedeutet. Wunderlich ist die Sitte der Namenveränderung bei Erwachsenen, die als Aeltern oder Großältern gewöhnlich die Namen ihrer Kinder und Neffen annehmen. Ist man in Tunkin bei Jemand zu Gaste, so muß man sich wohl in Acht nehmen, dessen Stuben- und Tischgeräthe zu loben, weil sonst der Wirth, wenn er nicht ganz grob sein wollte, den andern Tag diese Sachen dem Lobenden hinschicken müßte. Bei

den Mahlzeiten sitzen immer je vier an einem Tisch und alle der Rangordnung gemäß. — Auf die Särge verwenden die Tunkiner viel. Reiche Leute lassen sich ihren Sarg bei Lebzeiten machen, stellen ihn wie ein Stubengeräth in dem Gesellschaftszimmer auf, und bedienen sich desselben als eines Koffers. Bei reichen Leuten bleibt auch der Todte in einem luftdicht verschlossenen Sarge wohl noch ein Jahr stehen, ehe man ihn beerdigt.

Die Geschichte Tunkin's und Cochinchina's gleicht sehr der Geschichte europäischer Völker, in den frühern Zeiten. Beide Reiche kämpften mit einander, mit dem Reiche China, von dem sie bisweilen abhängig waren, und mit ihren eignen Großen. In Tunkin hatte sich der Staatskanzler ein Mal alle königlichen Vorrechte angeeignet, und seine Würde erblich gemacht, so daß der König ein bloßer Schreiber seines Namens war. In den neuern Zeiten sind Tunkin und Cochinchina, nebst Laos, Lactho und Kombodja, nach einem 28jährigen Kriege in Tunkin und Cochinchina, zu einem Kaiserreich vereinigt. An den Kriegen nahmen Siam und Frankreich einigen Antheil. Als der Kaiser Namens Nguy-en-Chung, alle seine Feinde besiegte und die erwähnten Länder unter sich brachte, zeigte er sich großmüthig; weil aber seine Großmuth einige Mal mit schnödem Verrath belohnt wurde, so wurde er grausamer. Als

ein besiegter tunkinscher Feldherr nicht in seine Dienste treten wollte, sondern bat, daß ihm der Kaiser erlauben möchte, in einem kleinen Häuschen mit den Seinigen zu leben, und sich das zu erbauen, was er bedürfe, so verwarf der Kaiser seine Bitte, und ließ ihn mit Frau und Tochter hinrichten. Nur seine 80jährige Mutter ward, des Alters wegen, verschont. Seine Frau starb in einer fast christlichen Ergebung und Ruhe. Die Soldaten, welche dabei standen, staunten den Muth dieser Frau so an, daß sie von ihren blutigen Gliedern (sie ward durch einen wüthenden Elephanten zertreten) aßen, um sich solchen Muth anzueignen.

Da Nguy-en-Chung zu den größten Männern unsrer Zeit gehört, und für Hinterindien ein wahrer Peter der Große ist, so mögen hier einige Züge aus seinem thatenreichen Leben stehen.

Im Jahr 1774, als Nguy-en-Chung's Vater, König von Cochinchina, 35 Jahr regiert hatte, brach plötzlich eine Empörung aus, an deren Spitze 3 Brüder standen, wovon einer ein angesehener Priester, der andre ein reicher Großhändler und der dritte einer der obersten Feldherren war. Der König ward gefangen genommen und ermordet; eine Stadt fiel nach der andern, in Sai-Gong wurden 20,000 Menschen getödtet. Die 3 Empörer theilten das Land in 2 Theile; der ehemalige Feldherr nahm Nieder-

cochinchina, der Kaufmann das Südland, und der Priester ward Oberpriester in beiden Staaten. Kaum war Long-niang (so hieß der Feldherr) in seiner Hauptstadt Hue-fu angekommen, so griff er Tunkin an, eroberte das ganze Reich und verjagte den König. Der wandte sich als Vasall von China nach Peking, und der Statthalter von Canton mußte mit 100,000 Mann gegen ihn anrücken, ward aber aufs Haupt geschlagen, verlor 50,000 Menschen und wurde bis 20 deutsche Meilen vor Canton verfolgt. Der Statthalter von Canton mußte befürchten, Amt, Rang und vielleicht das Leben zu verlieren, weil es ihm so unglücklich gegangen war. Durch eine List entging er dem Allen. Er berichtete nach Peking viele Siege, die er erfochten, rühmte dabei die Tapferkeit und den Edelmuth seines Gegners, und schlug vor, daß er würde zum König von Tunkin anerkannt, und daß der alte möge Statthalter einer Provinz in China werden. Der chinesische Kaiser genehmigte dieß, und Long-niang ward nach Peking eingeladen, um sich vom Kaiser mit Tunkin belehnen zu lassen. Weil er aber der Sache nicht trauete und eine List dahinter befürchtete, so ersann er eine Gegenlist. Er schickte einen seiner Generale dahin ab, der sich für den Eroberer Tunkin's ausgab, in Peking mit vielen Ehren überhäuft, und in dem Besitz von Südcochinchina und Tunkin feierlich bestätigt

ward. Als aber dieser nach Hue-fu zurückkehrte, gerieth Long-niang in die größte Verlegenheit, er befürchtete, die Sache möchte ruchbar werden, und ließ deßhalb den General mit seinem ganzen Gefolge ums Leben bringen.

Als die Empörung in Cochinchina ausbrach, waren den Händen der Empörer die Königin, der Kronprinz mit seiner Frau und seinem Sohne, so wie eine Schwester desselben entgangen, vorzüglich durch die Veranstaltungen eines christlichen Glaubensboten, eines Franzosen Namens Adran. Sie lebten gemeinsam unter einem großen Feigenbaum mitten in einem düstern Walde, und wurden dort durch einen christlichen Geistlichen mit Speisen versorgt. Als die erste Gefahr vorüber war, eilten sie nach Sai-gong und Nguy-en-Chung ließ sich dort zum König krönen, brachte eine Flotte zusammen, und griff die Flotte Yin-Yac's, des Kaufmannes, der Südcochinchina beherrschte, damit an. Er focht mit großer Tapferkeit, mußte sich aber durch die Flucht retten. Er begab sich auf eine kleine Insel im Meerbusen von Siam, sammelte dort etwa 1200 Mann um sich, da er aber hörte, daß Yin-Yac ihn dort aufsuchen wollte, flüchtete er zum König von Siam, und focht in dessen Dienst tapfer mit den Seinigen gegen die Burmhaner. Eifersucht von Seiten der Siamer, und andre Umstände machten seinen Aufent-

halt in Siam unsicher. Deßhalb bemächtigte er sich hier mit den Seinen, die auf 1500 Mann angewachsen waren, mehrerer großer Kriegsschiffe und segelte auf die Insel, wo er früher war, zurück, befestigte dieselbe, und nährte sich dürftig daselbst mit den Seinen. Adran hatte während der Zeit die Gesinnungen der Cochinchinesen erforscht, und segelte jetzt mit Nguy-en-Chung's Sohn nach Frankreich, um ein Schutz- und Trutz-Bündniß zwischen Cochinchina und Frankreich zu schließen, was auch zu Stande kam. Der König landete, nachdem er 2 Jahre auf der Insel zugebracht, wieder in Cochinchina, und fand, da sich unterdeß die Empörer selbst entzweiet hatten, bei Vielen willige Aufnahme. Adran brachte aus Frankreich Officiere und Kriegsgeräthe mit, und fand den König in Sai-gong, das gleich auf europäische Art befestigt ward. Im Jahr 1793 starb Yin-Yac, nachdem er vorher über die Fortschritte des rechtmäßigen Königs verrückt geworden war. Sein Sohn stellte dem König 100,000 Mann entgegen, verlor aber mehrere Schlachten; und so weit unsere Kunde reicht, scheint es, als beherrsche jetzt Nguy-en-Chung ganz Cochinchina und Tunkin.

Das Reich Kombodja wurde von Cochinchina dadurch abhängig, daß es Cochinchinesen gegen die Siamer zu Hülfe rief.

Von dem frühern Verkehr der Europäer mit

Kombodja und Cochinchina findet man noch viele Spuren im Lande. In Kombodja wohnen z. B. viele Nachkommen ehemaliger Portugiesen, wovon Mehrere im Dienste der Regierung stehen. — Man hat auch wohl behauptet, daß Hinterindien früherhin von einem weit gebildetern Volk, als das jetzige ist, bewohnt gewesen sei, und hat dafür merkwürdige Ueberreste alter Städte angeführt. So befindet sich oberhalb der Stadt Kombodja eine solche von 6000 Häusern, worunter Paläste sind. Allein erinnert man sich an andre verlassene Städte in Burmhan, so wird man diese Ueberreste auch nicht auffallend finden. Wo der Wille eines einzigen Gebieters hinreicht, Hunderttausende von einer Stadt in die andre zu versetzen, da können verlassene Städte nicht viel anders sagen, als daß da ein Mal Menschen gewohnt haben; daß die Bauart dieser Ueberreste von der jetzt in Hinterindien üblichen abwiche, ist aber nicht bewiesen.

An den Küsten und auf den Küsteninseln Hinterindien's haben die Europäer bisweilen kleine Niederlassungen gehabt. So legte der Engländer Ketchpole im Jahr 1702 einen Pflanzort auf der Inselgruppe Pulo-Condor an, und hatte zur Erbauung einer Feste mehrere Makassaren (Malayen von der Insel Celebes) in Sold genommen, mit der schriftlichen Bedingung, ihnen das Ihre nach Ablauf ei-

nes Jahres auszuzahlen. Weil er aber nicht Wort hielt, so überfielen sie ihn und die übrigen Engländer in der Nacht, und ermordeten alle mit ihren Dolchen. Zwei nur, welche in der Mordnacht außerhalb der Feste schliefen und durch das Todesgeschrei ihrer Gefährten in der Feste geweckt wurden, liefen an die Küste, fanden ein Boot und entkamen glücklich den Mördern.

Glücklicher war ein chinesischer Kaufmann Kiang-tse, der den Gedanken faßte, die verwüsteten Gegenden zwischen Kombodja und Siam anzubauen und die ehemals berühmte, aber ganz zerstörte Handelsstadt Ponthiamas wieder herzustellen. Es war bei ihm mehr als Handelsgeist, welcher ihn hierzu veranlaßte, er wollte zugleich glückliche Menschen schaffen. Er siedelte eine Menge von Chinesen hier an, und brachte es durch Verträge und Geschenke bei den benachbarten Fürsten dahin, daß sie ihm das Land nicht streitig machten. Den Ort Ponthiamas umgab er mit Wällen und Gräben, den Acker darum theilte er aus, ohne sich eine Abgabe auszubedingen, ja er gab den Armen noch Vorschüsse, und ging Allen, selbst bei der Arbeit, mit einem guten Beispiele voran. Den Hafen von Ponthiamas oder Concao erklärte er für einen Freihafen. Von allen Seiten strömten bald Ansiedler herbei, die dem furchtbaren Zepter der asiatischen Despoten entflohen, um hier

im Lande der Freiheit ein menschliches Leben zu führen. Die dichten Waldungen in der Umgegend wurden niedergehauen, die Moräste in Reißfelder verwandelt, und um das Gebiet gegen die Nachbarn, deren Wortbrüchigkeit Kiang-tse wohl kannte, zu sichern, legte er mehrere feste Oerter an. Bald war er der angebetete Vater von mehrern tausend Menschen. Sie boten ihm völlig die Herrschaft über sie und jährliche Abgaben an; er aber wollte weiter nichts sein als ihr Rechtspfleger und weiter nichts haben als den Grund und Boden, welchen er mit seinen Leuten urbar gemacht hatte — seine eignen Güter. Er starb in einem hohen Alter, beweint von allen, die er aus Sklaven zu Menschen gemacht hatte. Sein Sohn trat, (ein seltenes Beispiel!) in die Fußtapfen des Vaters, er behielt die Einfachheit desselben bei, und war arbeitsam, mild und gerecht. Die Leute beteten ihn an, und die Fürsten, welche seine Besitzungen umgaben, bewiesen ihm, wie dem Vater, große Verehrung. — Möge Ponthiamas noch lange ein kleines Eiland der Menschheit in den asiatischen Despotensteppen sein! —

# II.

Des

amerikanischen Schiffshauptmannes

Woodard

## Schicksale auf der Insel Celebes,

nebst

Nachrichten von den großen Sunda-Inseln.

# Einleitung.

Die Insel Celebes oder Makassar ist von Malayen bewohnt. Sie liegt in der Mitte der ostindischen Inseln, und wurde 1525 von dem Portugiesen Garcia Henriquez, europäischer Seits, zuerst besucht. Funfzehn Jahre nachher siedelten sich die Portugiesen darauf an, und wurden späterhin von den Holländern davon vertrieben. Die Insel ist seltsam ausgebuchtet. Nördlich von ihr liegen die Philippinen, östlich die Molucken und südwestlich die übrigen Sunda-Inseln, wozu sie selbst gehört. Die neuesten Nachrichten von ihr verdanken wir dem Schiffshauptmann Woodard, der wider seinen Willen nach Celebes kam, und manche Abenteuer dort erlebte. Das Werk, was er darüber einem Freunde in die Feder sagte, und was wir in Folgendem zum Grunde legen, fand in England so großen Beifall, daß es in kurzer Zeit 2 Mal nach einander aufgelegt werden mußte.

# Erste Fahrt.

## Von Batavia bis Dungally.

Den 20sten Januar 1793 segelte ich mit dem amerikanischen Schiffe, die Unternehmung, als Obersteuermann unter dem Befehl des Hauptmann Hubbard von Batavia nach Manilla ab. In der Straße von Makassar hatten wir den Wind nach Norden, die Strömung aber nach Süden, und brachten deßhalb 6 Wochen darin zu. Die Lebensmittel fingen an auszugehen und als wir ein Schiff in unsrer Nähe sahen, so erhielt ich Befehl mit einem Boot darauf hin zu steuern, um vielleicht einige Lebensmittel einzuhandeln. Ich bestieg den ersten März des Mittags halb 1 Uhr mit 5 Matrosen das Boot, alle Leute von 19 bis 24 Jahren. Wir hatten weder Wasser noch Lebensmittel, noch einen Kompaß bei uns. Unsere Sachen bestanden in einer Axt, einem Bootshaken, 2 Taschenmessern, einem unbrauchbaren Gewehr und 40 bis 50 Rthlr. Geld. Vor Sonnenuntergang erreichten wir das Schiff, hatten unseres aber aus dem Gesicht verloren. Lebensmittel erhielt ich nicht. Da aber während der Unterhand-

lungen die Nacht völlig eingebrochen war, und ich befürchten mußte, in der Dunkelheit unser Schiff zu verfehlen, so blieb ich auf Einladung des Schiffshauptmanns am Bord des fremden Fahrzeugs über Nacht. Am Morgen suchten wir vom Maste aus unser Schiff zu entdecken, allein wir sahen es nicht. Trotz dessen und ungeachtet der Warnung des Schiffshauptmannes fragte ich meine Leute, ob sie es mit mir wagen wollten, das Schiff wieder aufzusuchen. Sie bejahten meine Frage, ich bat den Hauptmann um einige Flintenpatronen für unser schlechtes Gewehr, er gab uns auch noch eine Flasche Brantwein, aber weiter nichts; und damit steuerten wir Mittags gegen 12 Uhr davon. Wir schifften bis mitten in die Nacht hinein, und landeten dann auf einer Insel, wo wir ein Feuer anmachten und uns Wasser suchten. Den folgenden Morgen begaben wir uns auf den höchsten Theil der Insel, sahen uns aber dort vergeblich nach unserm Schiffe um. Sechs Tage setzten wir darauf in der Mitte der Straße ununterbrochen unsre Fahrt fort, nichts genießend, als ein wenig Brantewein. Ein heftiger Sturm hätte uns bald in den Grund gebohrt, und da er sich legte, befanden wir uns nahe an der Küste von Celebes. Wir beschlossen zu landen, uns Lebensmittel zu suchen und dann südlich die Küste bis zur Stadt Makassar, wo eine holländische Nieder-

lassung ist, herab zu schiffen, da jetzt an die Erreichung des Schiffs nicht mehr zu denken war. Als wir uns der Küste naheten, bemerkten wir 2 Proen, d. h. malayische Fahrzeuge, die sich in einen Vertheidigungszustand setzten. Die Leute darauf suchten ihre zwei Fuß langen, an der Spitze geschlängelten Dolche (Kris) hervor. Wir aber näherten uns ihnen, trotz unserer Abmattung, ganz unerschrocken, und baten sie um indisches Korn oder Kokosnüsse, welche sie uns abschlugen. Zwei meiner Leute sprangen aber in Hungerwuth in eine Proas und erhielten ein Paar Kornähren. Unsere Noth war wirklich sehr groß. Sechs Tage hatten wir nichts genossen. Meine Leute sahen sich am 5ten und 6ten Tage so verzweifelt an, daß ich Alles befürchten mußte. Ich war bemüht, sie durch Erzählung von Geschichten, z. B. von der Geschichte Joseph's aufzuheitern, und das half auch jedes Mal etwas. Wir waren Alle furchtbar durch den Hunger erhitzt, und hatten allerlei Sachen vor Hunger und Durst verschluckt. Jetzt befanden wir uns der Hülfe so nahe, und doch erhielten wir sie nicht. Ich bot einen Dollar für 2 Kokosnüsse, allein den Dollar nahm der Malaye, die Nüsse gab er nicht; sondern riß mir statt dessen das Hemde auf, um mehr Geld zu suchen. Zu meiner Vertheidigung langte ich nach unsrer Axt, und befahl meinen Leuten, wieder seewärts zu rudern.

Die Malayen richteten noch einige Schüsse auf uns, die aber nicht trafen. Wir fuhren nördlich um eine Landspitze herum, und landeten an einer andern Stelle, wo wir viele Kokospalmen sahen. Ich ließ 2 meiner Leute im Boot und ging mit den andern zu den Kokospalmen. Da wir wegen Mattigkeit sie nicht ersteigen konnten, hieben wir welche um. Einer der unsern, Namens Millar, ging mit den Früchten zum Boot und schickte die andern beiden Leute zu mir, damit sie uns im Fällen ablöseten. Allein kaum waren diese angekommen, so hörte ich Millar ängstlich rufen. Ich lief ans Ufer und sah unser Boot entfernt von der Küste, und ganz mit Malayen angefüllt. Da ich weiter um mich blickte, fand ich Millar auf dem Rücken liegend, die Kehle zerschnitten und zwischen den Ribben und an der Brust durchstochen. Mich schauderte bei diesem schrecklichen Anblick. Dieselben Malayen hatten unsern Gefährten gemordet, welche uns beim ersten Landen angriffen. Sie waren über die Landzunge gegangen, welche wir umschifften. Mit unserm Boot hatten wir unser Geld, einen Theil unsrer Kleider und besonders die Hoffnung verloren, zur See nach Makassar zu schiffen. Wir hatten kein andres Loos zu erwarten, als das, was unsern Millar bereits getroffen. Um indessen wo möglich noch demselben zu entrinnen, flüchteten wir in die Gebirge und verkrochen uns eine

Zeit lang unter abgefallenem Moos, gequält von beständiger Furcht, entdeckt zu werden. Es stand uns ein dreifacher Kampf bevor, der mit den grausamen Malayen, der mit den wilden Thieren, und der mit dem Hunger. Ja den ersten und dritten hatten wir schon erlebt. Den andern Tag blieben wir unter unserm Laube liegen, ein Mal schrecklich durch ein Geräusch gequält, das, wie wir zuletzt bemerkten, nur von großen Vögeln herrührte. Unser Bestreben ging nun dahin, wo möglich Makassar zu Lande zu erreichen. Aber wie! — In dem Vorsatz die Nacht zu wandern, um den Menschen zu entgehen, machten wir uns des Abends um 8 Uhr auf die Reise, uns nach Süden haltend. Allein in dem Dunkel der Wälder, worin wir bald hierhin, bald dorthin uns wenden mußten, um durch die Dornen zu kommen, verloren wir zuletzt ganz unsere Richtung, und waren, indem wir glaubten an einer Berglehne hinzugehen, rings um einen Berg gegangen; so daß wir, nachdem wir 3 bis 4 Meilen unter vielen Beschwerden zurückgelegt, und unsre Kleider und Haut an den Dornen zerrissen hatten, wieder auf unsrer alten Lagerstätte waren. Den folgenden Tag hielten wir uns stille und hörten in unsrer Nähe viele menschliche Stimmen, so daß wir den ganzen Tag in Angst zubrachten. Die folgende Nacht machten wir uns von Neuem auf den Weg, begaben uns aber aus

Meer, um weniger uns zu verirren. Gegen Morgen schlichen wir uns immer in die Wälder, und setzten so unsern Marsch 6 Nächte fort. Die wilden Thiere, denen wir des Nachts begegneten, wagten sich nicht an uns. Näherten sie sich, so trieben wir sie gewöhnlich mit einem Wurfe weg. Meine Gefährten wurden sehr matt und hinfällig; denn wir hatten keine andre Nahrung, als Wasser und einige Beeren. Dabei waren unsre Füße wund. Ich fühlte mich noch am muntersten, weil ich den Muth nicht sinken ließ, und von Jugend auf mich an Beschwerden gewöhnt habe. Drei meiner Gefährten verzehrten viele Blätter. Diese wurden aber in einer Nacht von heftigen Unterleibsschmerzen befallen, bekamen ein starkes Erbrechen und litten die ganze Nacht. Des Morgens sahen sie wie die Leichen aus, und an Weitergehen war nicht zu denken. Wäre dieß Unglück nicht eingetreten, so hatte ich den Plan gefaßt, des Nachts ein Boot aufzusuchen, das los zu machen, damit nach der Insel in der Straße von Makassar zu steuern, wo wir nach Abreise von dem fremden Schiff übernachteten und dort so lange zu bleiben, bis vielleicht ein europäisches Schiff in der Nähe erschiene. Jetzt blieb uns weiter nichts übrig, als uns den Malayen auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Wir vergruben deßhalb an der Seite eines Baumes, den wir bezeichneten, unsre Waffen, näm-

lich einen Bootshaken, eine Axt, zwei Messer, so wie einen Dollar, um vielleicht unter andern Umständen dieß wieder zu holen, und gingen jetzt am Tage grade nach der Gegend hin, wo wir am vorigen Tage Menschen bemerkt hatten. Als sich uns 3 Malayen mit gezückten Dolchen näherten, ließ ich meine Leute zurückbleiben, ging auf einige Schritte zu ihnen heran, warf mich auf die Knie und flehete sie um Mitleid an. Wohl 10 Minuten sahen mich alle an; dann warf einer seinen Dolch weg, kam auf mich zu, knieete vor mir hin, reichte mir seine beiden Hände, die ich ergriff. Es versammelten sich jetzt wohl 20 andre Malayen, die anfingen, mich zu entkleiden und mir die Knöpfe abzuschneiden, die sie für Geld hielten. Meinen Begleitern ging dieß eben so. Auf unsre Zeichen, daß wir sehr hungrig wären, brachten sie uns fünf frische Kokosnüsse und führten uns in eine Stadt, die sie Travalla nannten. Eine große Masse Volks umdrängte uns, denn man hatte hier noch keine Weißen gesehen. Wir wurden in einen öffentlichen Saal geführt, und nach Verlauf einer halben Stunde erschien ein Oberhaupt, bekleidet mit einer kurzen Hose, einem Gürtel und einem rothen Tuch über dem Kopf. Er sah mich mit wilden Blicken an. Ich nahete mich ihm, und setzte seinen Fuß auf meinen Kopf, zum Zeichen meiner Unterwerfung. Er sprach darauf mit seinen Um-

gebungen, ging weg, brachte 5 Betelnüsse und reichte einem jeden von uns eine solche zum Zeichen des Friedens. Bald darauf ließ er uns auch Kokosnüsse bringen. Vor Mattigkeit schliefen wir jetzt, nachdem unser Gemüth etwas beruhigt war, ein, und als wir des Abends 8 Uhr aufwachten, führte man uns in die Wohnung des Oberhauptes (Rajah) und setzte uns ein Abendbrot aus Sago und Erbsen vor — aber sehr wenig für uns fünf. Die Neugierigen betasteten uns überall und störten uns im Schlaf. Zu essen brachte man uns am folgenden Tage nichts, erst auf meine Bitten erhielten wir des Nachmittags einige Kokosnüsse und etwas indisches Korn. Von der Zeit an reichte man jedem von uns täglich zwei Mal eine Kokosnuß und eine Aehre indisches Korn. So lebten wir zwanzig Tage fort, und durften nur aus dem Hause gehen, wenn wir uns baden wollten. Nach 3 Wochen unsrer Gefangenschaft erkundigten sich 2 alte Männer durch Zeichen nach unserm Vaterlande, und brachten 2 Tage darauf einen muhamedanischen Priester mit, der Tuan Hadschi hieß, etwas Englisch und Portugiesisch sprach, auf seiner Wallfahrt nach Mekka in dem englischen Ostindien gewesen war, und von dem Statthalter einer holländischen Niederlassung auf Borneo ein Zeugniß hatte, daß er ein guter Mensch sei, dem man sich anvertrauen könne. Ich richtete sogleich meine Hoff-

nung auf diesen Mann. Er bot auch dem Rajah 100 Dollar in Goldstaub für unsre Freilassung, der aber erwiederte, er wolle uns behalten. Mit dem Trostwort, daß er unsertwegen zum Oberrajah gehen würde, verließ uns der gute Priester Muhamets, und wir sahen ihn zu unsrer Bekümmerniß lange nicht wieder. Man behandelte uns ganz als Gefangene, und schickte uns unter Bedeckung nach einem Monat alle Tage in die Wälder, um Sagobrot *) zu berei-

*) Die Sagopalme (metroxylon Sagu) wird selten über 30 Fuß hoch, aber über 1½ Fuß dick. Die junge Palme ist mit Dornen bewaffnet, welche sie gegen das Wild schützen. Das äußere Holz der Palme ist nur 2 Zoll dick; im Innern befindet sich, wie bei den jungen Hollundertrieben viel Mark. Die Palme wächst auf feuchtem Marschboden, und kommt in 4 Arten vor, die sich alle durch die Früchte fortpflanzen. Ueberall, wo die Gewürznelke wächst, findet man auch die Sagopalme. Sie gedeihet wild und wird angebauet. Die Sagoernte wird an Palmen von etwa 15 Jahren vorgenommen. Man bohrt sie vorher an, um die Güte des Marks zu untersuchen. Es ist das Mark gut, wenn der Baum seine erste Blüthe treiben will. Da hat es große Kraft- und Lebensfülle in sich. Man hauet bei der Ernte die Stämme um, zersägt sie in Stücke von 6 bis 7 Fuß, spaltet diese, und schabt das Mark heraus. Dieß wird gepulvert und ins Wasser gethan, wo sich das Mehl (der Sago) von den Fasern, und dem Kleber trennt. Zur Ausfuhr vermischt man das Sagomehl mit Wasser, macht aus dem Teig einen Kuchen, und zerkörnert denselben. An Nahrhaftigkeit steht das Sagomehl den andern Mehlarten nach. Die Reichlichkeit einer Ernte ergibt sich daraus, daß manche Palme

ten. Dabei empfingen wir nur ein Mal am Tage, nämlich zu Abend zu essen, und das auch noch spärlich; denn es herrschte Mangel an Lebensmitteln.

Nach zwei Monaten behandelte man uns etwas besser, und wir konnten am Tage frei umhergehen. Einer meiner Gefährten war eines Tages so glücklich, mit einem Bambusspeer ein Schwein zu erlegen. Da er es aber nach Hause tragen wollte, so umgaben ihn Weiber und Kinder mit schrecklichem Geschrei und Gelache. Keiner wollte ihm das Schwein tragen helfen, denn die Leute hatten hier einen furchtbaren Ekel und Widerwillen vor den Schweinen. Wir mußten es an der Küste zerlegen, weil wir es nicht in die Stadt bringen durften. Bei dieser Arbeit wollten uns die Travaller zuerst das Messer wegreißen, hernach neckten und verspotteten sie uns. Bei uns hieß es aber: Hunger thut weh, drum ließen wir uns nicht stören, räucherten bei angemachtem Feuer das zerlegte Fleisch, wickelten es in große

einige Centner Mehl liefert. Verwandt mit dieser Palme ist die Gomutipalme (borassus gomutus). Sie ist auch kurz und dick und liefert gleichfalls Mehl. Der Kern der etwas giftigen Frucht wird zu Zuckerwerk gebraucht. Diese Palme liefert sehr vielen Palmwein, indem man die Blüthenschafte abschneidet und den Saft auffängt. Man macht aus demselben Zucker und Rum. Der Bast dieser Palme gibt einen Stoff zu Stricken. Die dünnen Zweige dienen zum Schreiben.

Blätter und verwahrten es an einem abgelegnen Ort. Das Schweinefleisch mit Sago gekocht gab uns köstliche Mahlzeiten. Die Kinder aber, die vor unsrer Wohnung vorbeigingen, schrien oft in dieselbe hinein: Satan muccon babi, d. i.: die Teufel essen Fleisch. Als das Schwein verzehrt war, mußten wir uns wieder an magere Kost gewöhnen.

Vier Monate nach unsrer Ankunft in Travalla sahen wir unser Boot; man bemühete sich aber, es unserm Anblick zu entziehen, und befahl uns in die Stadt zurückzukehren. Vier andre Monate darauf wurden wir zu dem Oberrajah nach Parlow beschieden. Der Rajah von Travalla begleitete uns mit 5 Reitern, alle mit Speeren und Dolchen bewaffnet. Weil der Weg sehr steinig und hart war, und ich keine Schuhe an hatte, so ging ich mir die Füße so wund, daß sie an mehrern Stellen bluteten. Die Reiter lachten darüber und trieben uns ohne Weiteres vorwärts. Unser Weg führte uns durch einige Dörfer. Abends 10 Uhr erreichten wir Parlow und erhielten dort ein warmes Abendessen. Nach 2 Tagen brachte man uns zu dem Oberrajah, bei dem sich ein Paar tausend Menschen versammelt hatten, um uns Elende zu beäugeln. Wir waren fast ganz nakkend und sahen jämmerlich aus. Einige Tage versorgte man uns reichlich mit Reiß. Wir wohnten in einem von allen Seiten offenen Hause, das zwar

am Tage kühl, aber des Nachts zu kalt war, und mir ein kaltes Fieber zuzog. In diesem elenden Zustande nahm sich eine Kaufmannsfrau meiner an. Sie brachte mir Tabak, einige Bananen, etwas Geld, Thee, Reiß, einen Rock, ein Kissen und 2 Matratzen. Späterhin erhielten wir eine bessere Wohnung, wohin man mich tragen mußte; weil ich zu schwach zum Gehen war. Am Morgen des vierten Tages erschien eine alte Frau mit einer Hand voll Zweige, und kündigte mir an, daß sie gekommen sei, um mich gesund zu machen. Einige Weiber begleiteten sie. Sie brachte den ganzen Vormittag damit zu, daß sie mich mit den Baumzweigen rieb und dabei Zauberformeln aussprach. Nachmittags und Abends wiederholte sie dieß; den andern Morgen mußte ich mich baden, und einige Tage darauf verließ mich das Fieber; ob durch das Reiben, lasse ich dahin gestellt sein.

Der Oberrajah hatte zu dem holländischen Statthalter in Priggy, das ungefähr 16 deutsche Meilen von Parlow entfernt ist, geschickt, und ihn unsertwegen zu sich einladen lassen. Derselbe forderte uns auf, mit ihm nach Priggy zu kommen. Weil ich aber befürchtete, dort zum holländischen Dienst gezwungen zu werden, und weil die Stadt wenig Verbindung mit ostindischen Handelsplätzen hat, so schlug ich dieß aus, indem ich es nicht aufgab, nach

Makassar zu gehen, um von dort nach Batavia zu gelangen. Der Statthalter nahm das übel, und verließ uns, ohne auch nur den geringsten Beistand uns zu leisten.

Die Stadt Parlow, in der wir 8 Monate lebten, hat ungefähr 500 Häuser, und ist an der Spitze eines Meerbusens gelegen, in den sich ein ansehnlicher Fluß ergießt. Ringsherum liegen sumpfige Reißfelder. Die Gegend umher ist reich an Pisangbäumen, Batatten, an Pfeffer, Hornvieh, Pferden, Schafen und Ziegen.

Auf meiner Rückreise nach Travalla, die ich ohne meine Leute zu Wasser machte, fuhren wir vor Dungally vorbei. Ich sah mir die Lage dieses Ortes genau an, weil ich Lust hatte zu dem vorher erwähnten Priester zu entfliehen, der dort wohnte. Zu diesem Endzwecke sammelte ich mir etwas indisches Korn und versah mich mit einem Bambusspieß.

Obgleich mit mir in einem Hause drei Männer schliefen, so schlich ich mich doch eine Nacht heraus, eilte mit meinem Spieß dem Meere zu, band ein Boot los und ging damit in See, um nach Dungally zu entwischen. Allein das Boot war so leck, daß ich nach einiger Zeit mich wieder ans Ufer retten mußte, und kaum hatte ich den Boden betreten, so versank es. Ich eilte für dieß Mal nach Hause zurück, schlich mich, ohne bemerkt zu werden, wieder

in meine Wohnung, und beschloß zu Lande nach Dungally mich zu begeben. Ich umging alle Dörfer, schlich mich durch Wälder und über Berge, wo mich nur Büffel beunruhigten, ohne mich anzugreifen, und kam glücklich in Dungally an; wo man mich mit Puta Satan, d. i.: weißer Teufel, begrüßte. Doch fand ich bald den Priester. Er stand so eben von seinem Lager auf und fragte gleich, ob ich hungrig sei. Auf meine Bejahung ließ er mir Reiß und Fische bringen. Er sorgte auch für Leinwand zu meiner Bekleidung, die ich mir selbst zuschnitt und nähete. Meine alten Kleider strotzten von Ungeziefer, das bei den Eingebornen in Hülle und Fülle ist und sie weiter nicht stört. Der Rajah von Travalla ließ mich am 3ten Tage zurückfordern, aber der Rajah von Dungally wies auf des alten Priesters Vorstellung diese Forderung zurück. Der Priester und der Rajah versicherten mich, daß ich in 3 Monaten sollte in Makassar oder selbst in Batavia sein; deßhalb schrieb ich jetzt auch an meine Leute in Parlow, die zu meiner größten Freude glücklich in Dungally ankamen. Die Einwohner von Dungally versahen uns reichlich mit Lebensmitteln.

# Zweite Fahrt.

## Von Dungally bis nach England.

Unser Freund Tuan Hadschi hatte eine Reise zu machen. In seiner Abwesenheit trat Mangel an Lebensmitteln in Dungally ein, und man brachte uns deßhalb aufs Land zur Verpflegung. Zwei Monate später, nachdem die Ernte vollendet war, überzog der Rajah von Parlow den von Dungally mit Krieg, größten Theils unsertwegen, weil er unsre Auslieferung forderte. Ich ergriff deßhalb mit meinen Gefährten auch die Waffen. Man gab mir eine schlechte Flinte und vertraute mir ein kleines Wachhaus an, das bei der Umzäunung der Stadt, die als Mauer diente, errichtet war. Zweihundert der Unsern wurden mit etwa eben so viel Parlowern handgemein. Acht Dungallyer blieben, mehrere wurden verwundet; die Parlower zogen sich mit ihren Verwundeten und Getödteten zurück.

Unsere Lage wurde nicht anders; von unsrer Abreise nach Makassar war nicht mehr die Rede. Als der Priester wieder verreisen wollte, und zwar nach Sawyah, so bat ich den Rajah, mir das Mitreisen zu erlauben, allein er schlug es mir mit der Erklärung ab, daß ich Wache halten müsse. Nun faßte ich den Entschluß, ein Boot loszumachen und

darauf mit meinen Leuten zu entfliehen, die mit Freuden beistimmten, denn uns Allen war unsere Lage verhaßt, und wir sehnten uns oft mit tiefer Wehmuth nach unsern Anverwandten, Freunden und Genossen. Wir bearbeiteten uns zu unsrer Flucht Ruder in dem Wald, erbettelten uns (das konnten wir jetzt meisterhaft) indianisches Korn und sahen uns ein passendes Boot zur Reise aus. Wir hatten ungefähr 60 deutsche Meilen zu machen, wenn wir zum Ziel unsrer Reise kommen wollten. Des Abends um 10 Uhr begaben wir uns zu dem ausersehenen Boot, aber als wir mitten beim Einladen waren, umringten uns 20 bewaffnete Männer, und führten uns zum Rajah. Ich erklärte demselben gradezu mein Vorhaben, und war furchtlos, da ich jetzt schon malayische Art, Sprache und Sitten kannte. Einige Tage darauf reiste der alte Priester nach Sawyah, und zwar des Nachts um 12 Uhr ab. Wir benutzten ohne sein Wissen diese Gelegenheit, auch aus der Stadt zu kommen, fanden einen Kahn und ruderten davon. Den folgenden Morgen legten wir an, um Nachstellungen zu entgehen und machten uns mitten im Walde ein Feuer. Nach Sonnenuntergang brachen wir wieder auf und spannten ein Mattensegel auf, das wir mitgenommen hatten, um unsere Fahrt zu beschleunigen. Bei dieser Arbeit trat einer auf den Rand des Kahnes, derselbe schlug

um, und wir mußten uns alle glücklich schätzen, als wir den oben schwimmenden Boden des Kahns wieder erklimmt hatten. Mit vieler Mühe gelang es uns, den Kahn wieder umzukehren, und das Wasser mit den Händen so weit auszuschöpfen, daß wir damit an die Küste fahren konnten. Alle unsre Lebensmittel waren verloren; doch ließen wir uns dadurch nicht abschrecken. Nachdem wir unsre Kleider am Ufer getrocknet und den Kahn ganz ausgeschöpft hatten, vertrauten wir uns von neuem dem Fahrzeuge an. Als es aber Tag ward, nahmen die Leute einer Proa sogleich Besitz von unserm Kahn, und brachten uns auf unsern Wunsch, statt nach Dungally zum Rajah, zu unserm Priester, der uns in seine Proa nahm. So schifften wir statt nach Makassar, jetzt nach Sawyah, wo ich für mich mit den Leuten des Priesters und mit den Meinigen viel Sago machte, wovon wir einen großen Theil gegen Kokosnüsse und Fische vertauschten. Auch fingen wir selbst viele Fische hier, und deßhalb bat ich Tuan Hadschi um die Erlaubniß noch länger bleiben zu dürfen, während er sich nach Tombo begab. Vierzehn Tage nach unsrer Trennung legte eine malayische Proa an, die nach den Suluh-Inseln wollte, welche 7 Tagereisen von da entfernt sind. Weil ich wußte, daß alljährlich engliche Schiffe dorthin kommen und hoffte, leicht von da aus nach Manilla zu gelangen,

so vertraute ich mich dem Befehlshaber der Proa an, und wurde mit ihm darüber einig, daß er uns mitnehmen sollte. Vertrauensvoll bestiegen wir dieß Schiff, aber wie staunten wir, als die Fahrt, statt nach Norden, nach Süden ging. Der Schiffer brachte uns nach Tombo, lieferte uns an Tuan Hadschi ab und entdeckte ihm alle unsre Pläne. Dieser schwarze Verrath und Tuan Hadschi's rauhes Benehmen gegen uns, brach mir das Herz. Lange saß ich schweigend da, dann stürzten mir bittere Thränen aus den Augen. Als Gefangener unter Halbmenschen zu leben und auf immer von dem Lande der Bildung abgeschnitten zu sein — o ein furchtbarer Gedanke! — Der alte Priester wandte sich darauf wieder freundlicher zu mir, ich aber sagte ihm, daß ich kein Verbrechen begangen habe, und daß ich nie den Vorsatz aufgeben würde, in mein Vaterland und zu meiner Gattin zurückzukehren. Dieß ergriff den alten Mann so sehr, daß er selbst in Thränen ausbrach, mich in seine Arme schloß, und mir den Schwur that, daß, so lange er nur noch einen Bissen zu essen hätte, ich daran Theil nehmen sollte. — Allein die Hauptsache berührte er nicht, und wahrscheinlich deßhalb nicht, weil er dem Rajah von Dungally, trotz seines großen Ansehens beim Volke, doch unterthan war. Es hieß also immer wieder bei uns: „hilf Dir selber!" und in dieser Absicht bereiteten wir

uns Ruder und sammelten uns Lebensmittel. Ich schickte meine Leute letzterer wegen zum Reißausdreschen für Andre aus. Sie erhielten dann einen gewissen Antheil des Reißes als Lohn. An das Entwenden eines Kanots wurde von Neuem gedacht; und ich hielt es nicht für unrecht, das den Malayen zu nehmen, was uns nur wieder ins Land der Freiheit bringen konnte, weil jeder verpflichtet ist, seine Freiheit zu suchen. Sonst hielt ich streng darauf, daß meine Leute nicht des Geringsten sich selbst bemächtigten; und dieser Redlichkeit hatten wir es zu verdanken, daß wir überall manche Gefälligkeiten erhielten.

Ausgerüstet mit 4 Quart Reiß und 2 Quart Sago, bestiegen wir in einer Nacht einen zweckmäßigen Kahn, und segelten in Vertrauen auf Gott gegen Süden. Wir hatten von Tombo aus 75 deutsche Meilen bis Makassar.

Am 3ten Tage nach unsrer Abreise überfiel uns ein schrecklicher Südwind, der uns den Untergang drohete. Wir machten deßhalb den Versuch, uns dem Lande zu nahen, aber da entdeckten wir eine Proa, die eilend auf uns zukam. Bald war sie bei uns, und die Malayen, die darin sich befanden, fragten mich, wohin ich wolle. Auf meine Antwort: nach Makassar, sagten sie, ich müsse zurückkehren. Weil indeß die Proa nur mit 5 Mann besetzt

war, so beschloß ich, im Fall des Angriffes, Gegenwehr zu leisten und wir eilten mit Anstrengung aller unsrer Kräfte von ihnen fort. Da ihre Proa sich schwerer bewegte, als unser Kahn, so gaben sie es auch bald auf, uns weiter zu verfolgen. Der Wind blies noch immer heftig, die See ging hohl, und unser Kahn schwebte in großer Gefahr. Deßhalb naheten wir uns von Neuem dem Lande, legten auch wirklich an und kochten uns Reiß bei einem Feuer. Einer der Unsern, welcher sein Ruder zerbrochen hatte, ging am Ufer hin, um sich eine Stange zu suchen. Dabei entfernte er sich von uns und ward von 2 Malayen angehalten, die mit ihm zu uns kamen. Es befand sich darunter der Schiffshauptmann, der mich von Parlow nach Travalla gebracht hatte. Auf seine Frage, wohin ich wolle, antwortete ich ihm: nach Makassar, und nahm zugleich mein Messer und meinen Spieß. Er wünschte das Messer zu haben, um zu sehen, ob es gut sei, ich aber gab es ihm nicht hin, und obgleich er uns einlud noch am Ufer zu verweilen, weil er uns mit Fischen versorgen wollte, so eilten wir doch in unsern Kahn und ruderten davon, besonders weil wir fürchteten, es möchten sich mehr Malayen einfinden. Ein Gewitterregen versorgte uns in der folgenden Nacht mit Wasser. Wir fuhren darauf wieder drei Tage, ohne anzuhalten. Am achten Tage nach un-

serer Abfahrt von Tombo landeten wir zum 2ten Male, um uns Wasser zu unserm trockenen Reiße zu verschaffen. Als wir uns aber kaum satt getrunken hatten, kamen 3 Kähne auf uns zu, und wir eilten deßhalb von dannen, ohne Wasser mitzunehmen. Den folgenden Tag ruderten wir an eine Proa heran, um uns nach der Entfernung von Makassar zu erkundigen. Der Schiffshauptmann kam mit einem Spieße in der Hand aufs Verdeck, rief 4 seiner Leute zu sich, die gleichfalls bewaffnet waren und fragte mich dann, woher ich käme und wohin ich wolle. Er sagte uns, Makassar wäre gewiß noch einen Monat von hier entfernt, und lud uns ein, zu ihm zu kommen. Als wir aber davon ruderten, schickte er uns einen Kahn mit 4 Mann nach, der uns jedoch nicht einholte. Den nächsten Tag sagte uns ein Fischer, daß man in 2 Tagen nach Makassar kommen könne. Gegen Abend desselben Tages segelten 2 Proa auf uns zu. Fünf Männer von der einen sprangen mit so großer Heftigkeit in unsern Kahn, daß er fast umgeschlagen wäre. Sie kündigten uns an, daß wir Gefangene seien, und sogleich zu dem Rajah kommen müßten, auf dessen Befehl sie uns anhielten. Die Mannschaft war so zahlreich, daß von unsrer Seite an keinen Widerstand zu denken war, und wir also uns ergeben mußten. Diese Leute nahmen uns das Wenige, was

wir hatten, führten uns nach der Stadt Pamboon und stellten uns dem Rajah vor. Nachdem er die gewöhnlichen Fragen an mich gethan hatte, erklärte ich ihm keck und kühn, daß ich unverzüglich weiter müsse. Die Bestehung so vieler Gefahren hatte mich so muthig gemacht, und die Nähe von Makassar vergrößerte zugleich unsre Hoffnungen. Gern wollte mich der Rajah zurückbehalten, um ihm bei seinem Geschütz zu dienen. Ich aber erklärte, daß ich ein Schiffer sei und davon keine Kenntniß hätte. Er gebrauchte allerlei Künste, um mich wo möglich, zu behalten.

Den folgenden Tag sagte ich dem Rajah, daß, wenn er mich nicht bald würde reisen lassen, sicher der Befehlshaber von Makassar alle seine dort vor Anker liegenden Proa nehmen würde, um sich für die Beleidigung der Weißen zu rächen. Diese Aeußerung brachte ihn zu dem Entschlusse, uns dem Hauptmann einer nach Makassar segelnden Proa zu übergeben, mit dem Bemerken, wenn er es erhalten könnte, sich für uns ein Lösegeld geben zu lassen. Die Proa war noch nicht segelfertig, deßhalb mußten wir einige Tage in Pamboon verweilen. In der Muße fühlten wir jetzt die von uns ausgestandenen Mühseligkeiten und Beschwerden noch nach. Meine Schultern, die des Hemdes entbehrten, waren so von der Sonne verbrannt, daß bösartige Ge-

schwüre darauf entstanden, und jetzt zog mir eine Erkältung noch ein heftiges Fieber zu. Man mußte mich in die Proa tragen, wo mich neues Ungemach erwartete. Denn man legte mich auf das Verdeck, ohne mir eine Matte, Kleider oder sonst etwas zur Bedeckung zu geben. Und dabei waren die Nächte kalt, oft von Regenschauern begleitet, und die Tage dagegen sehr heiß. Nach 3 Tagen kamen wir an die Insel San-Bottam. Wir lagen daselbst 2 Tage vor Anker, und da man uns nicht erlaubte ans Land zu gehen, befahl ich einem meiner Leute, heimlich, wie es anginge, sich ans Land zu begeben, und den Rajah zu bitten, daß er mich Kranken aus der Proa holen ließe. Ihm konnte ich mich schon anvertrauen, da San-Bottam nicht weit von Makassar ist. Mein Plan glückte. Der Sohn des Rajah brachte bald an unsern Hauptmann den schriftlichen Befehl, mich mit meinen Leuten frei zu lassen. Als wir zu dem Rajah kamen, erzählten wir ihm unsre Abenteuer, denn wir sprachen jetzt so gut malayisch, wie die Eingebornen. Er ließ uns zu essen geben und sogleich eine Proa in Bereitschaft setzen, um uns nach Makassar zu bringen. Den folgenden Tag, am 15ten Juni 1795 landeten wir endlich daselbst, nachdem wir 19 Tage von Tombo aus auf der Reise, und 2 Jahr 5 Monate in der Gefangenschaft gewesen waren.

Wir dankten alle fünf dem Herren der Heerscharen, als wir unsern Fuß bei Makassar ans Land setzten, und aus den Händen der Malayen nun endlich entschlüpft waren. Der holländische Befehlshaber von Makassar, der anfänglich nicht recht wußte, was er aus uns machen sollte, gab uns 20 Mann Wache. Nachdem er unsere Geschichte etwas näher kennen lernte, sah er bald ein, daß die Wache unnöthig sei. Unser Schicksal rührte ihn bis zu Thränen, er holte mit eignen Händen Kleidungsstücke, Geld und Speisen herbei, ließ mich in die Wohnung seines Dolmetschers bringen und dort mit allen Bequemlichkeiten versehen. Meine Leute wurden bei den Matrosen untergebracht, und erhielten gleichfalls, was sie bedurften. Weil der Befehlshaber nicht englisch, ich dagegen nicht französisch und holländisch verstand, so unterhielten wir uns malayisch. — Schon am Tage meiner Landung wurde ich zu einem reichen Kaufmanne eingeladen, der mich mit mancherlei Kleidungsstücken beschenkte. Es war mir eine wahre Wonne, die alten Kleidungsfetzen, die ich noch an mir hatte, und wovon einige wirklich zwei Jahr und fünf Monate am Leibe gewesen waren, abzuthun, mich ordentlich zu reinigen und neue Kleider anzuziehen. Ein gutes Bett, was ich erhielt, wirkte vortrefflich auf meine Gesundheit. Der Befehlshaber schickte einen Schneider zu mir, der mich

von oben bis unten ganz in Nankin kleidete; und der Hauptmann der dortigen Mannschaft machte es eben so. Er ließ mich in Tuch kleiden. Meine Leute wurden gleichfalls mit den nöthigen Kleidern versehen, und viele Bewohner der Stadt beschenkten uns mit allerlei Sachen. Zu unsrer Abreise versah uns der Befehlshaber mit den nöthigen Lebensmitteln, mit Pökelfleisch, Reiß, Arrak, Fischen, Essig u. s. w. Ja als ich von ihm Abschied nahm, beschenkte er mich noch mit Geld, und fragte mich wiederholend, ob ich auch noch irgend etwas brauche. Damit wir es auch in Batavia gut hätten, gab er mir einen Brief an den dortigen Befehlshaber mit und trug mir besonders auf, ihm zu schreiben, wie wir dort behandelt wären. Eben so wohlwollend benahm sich der Hauptmann gegen mich. So lange ich lebe, werde ich nie die großen Beweise von Freundschaft und Liebe vergessen, die ich von so vielen Seiten her, in Makassar erhielt.

In 10 Tagen vollendeten wir die Ueberfahrt nach Batavia. Unser Hauptmann war zwar ein Malaye, aber ein ganz andrer als die, welche ich in meinem Elend größten Theils kennen lernte. Kaum war ich in Batavia angekommen, so verschaffte ich meinen 4 Matrosen Dienste am Bord eines amerikanischen Schiffs, das nach Boston segeln wollte. Sie wünschten alle 4 bei mir zu bleiben, ich stellte es

ihen aber vor, daß ich sie jetzt nicht brauchen könnte und es nun, da sie gerettet wären, auch ihre Pflicht sei, für sich selbst zu sorgen. In Batavia sah ich mehrere von den Malayen, die ich in meiner Gefangenschaft hatte kennen gelernt; sie wunderten sich sehr, uns in Batavia zu finden. — Der Hauptmann Sands, ein alter Freund von mir, nahm mich auf sein Schiff als Obersteuermann. Wir segelten den 20sten Juli 1725 nach Calcutta ab. Hier fand ich zu meiner größten Verwunderung und Freude, meinen alten Freund, den Hauptmann Hubbard wieder, von dessen Schiff ich in der Straße von Makassar getrennt wurde. Er hatte in der Straße 3 Tage auf meine Rückkehr gewartet, und mich endlich für verloren gehalten. Ich ging den 1ten Jan. 1796 mit ihm nach der Mauritius-Insel *) (isle de France) ab. Wir kamen nach 42 Tagen daselbst an. Hier übernahm ich den Befehl über das Schiff Amerika, den bis dahin mein Freund Hubbard geführt hatte, der ein andres Geschäft erhielt. Ich segelte von Mauritius nach der Insel Bourbon, wo ich Baumwolle und Kaffee auf Rechnung des Schiffseigenthümers einnahm, und fuhr den 10ten April von da ab. Bei der Umsege-

*) Sie liegt östlich von der großen afrikanischen Insel Madagascar und gehört den Franzosen. Nicht weit davon liegt die Insel Bourbon.

lung des Vorgebirges der guten Hoffnung überfiel mich ein Sturm, der mich nöthigte, in den Hafen von St. Helena *) vor Anker zu gehen. Nach einigen Tagen hatte ich das Schiff so ausgebessert, daß ich wieder in See gehen konnte. Ich segelte in Gemeinschaft einer ganzen Flotte, die nach Europa wollte. Es waren zusammen 13 sogenannte Ostindienfahrer, d. h. große Handelsschiffe, die regelmäßig die Fahrt von England nach Ostindien hin und zurück machen, 9 gewöhnliche Kauffahrteischiffe, 2 Wallfischfänger, die aus der Gegend des Südpoles kamen und ein portugiesisches Schiff. Weil mir aber diese Flotte zu langsam segelte, trennte ich mich nach einigen Tagen von ihr und kam 8 Tage früher, als sie, in England an. Meine Geschäfte führten mich sogleich nach London, wo man mich ersuchte, meine Schicksale auf der Insel Celebes aufzuschreiben **).

---

*) St. Helena liegt westlich von Südafrika; und ist in den neuern Zeiten dadurch berühmt geworden, daß der französische Kaiser Napoleon dort sein Leben endigte.

**) Woodard hat seinen Schicksalen auf Celebes eine ausführliche Beschreibung der Insel beigefügt, die wir weglassen, um an ihrer Stelle nach den besten Nachrichten, besonders nach denen, die wir Crawford und Raffle (dessen Histoire of Java) verdanken, eine Beschreibung aller großen sundaischen Inseln zu liefern.

# Anhang.

## Die großen Sunda-Inseln.

Celebes heißt eigentlich nur die Ostseite der so benannten Insel, die Westseite führt den Namen Macassar. Die ganze Insel ist für uns so gut als unbekannt, ihre Luft soll gesund und ihr Boden fruchtbar sein, und auch von den Eingebornen ziemlich gut bestellt werden. Gewonnen wird besonders Reiß und Mais. Brotbäume, Kokos, Sagopalmen, Zuckerrohr und andre Gewächse Indien's fehlen hier nicht. Das giftige Gewächs, welches den Malayen auf mehrern Inseln Ostindien's zur Vergiftung ihrer Pfeile dient, welche einige aus Blaseröhren schießen, der Boan Upas wächst, wie auf Java, so auch auf Celebes. Das Gewächs wird beschrieben als ein einzeln stehender Baum, der Meilen weit umher die Luft verpestet und alles Thier- und Pflanzenleben im Umkreise vertiligt. „Zum Tode verurtheilten Verbrechern läßt man die Wahl; entweder unter dem Beile des Henkers zu sterben, oder ein Gefäß voll Saft von diesem Baume zu holen. Nur wenn sie über dem Winde sich dem Baume nähern, gelingt es ihnen bisweilen wirklich, den Saft zurückzubringen, und sie sind dann begnadigt. In der Umgegend solches Baums findet man Leichengerippe.

Ein Stich mit einem vergifteten Messer in die Haut eines Menschen tödtet nach 2 Minuten." — So erzählt nämlich ein gewisser Korporal Barchewitz, der von 1711 bis 1721 auf den indischen Inseln lebte, und erwähnt zugleich eines Gegengifts, das gewöhnlich in der Nähe des Baums wachse. Bessere Untersuchungen haben aber bewiesen, daß diese ursprünglich barchewitzsche Beschreibung, die durch einen gewissen Försch, der auf Java das Alles wollte bestätigt gefunden haben, sehr verbreitet wurde, eine Erdichtung sei. Bäume dieser Art sind wirklich vorhanden, die Engländer nennen sie Antjar (Antiarias toxicaria), sie wachsen sehr groß, 60 bis 80 Fuß hoch und haben unten oft 10 Fuß im Umfang. Aus der weißen Rinde derselben fließt beim Ritzen ein giftiger Saft, der an der Luft gleich dem Fichtenharz verhärtet und braun wird. Dieser Saft, mit Pfeffer und mehrern andern Pflanzenstoffen versetzt, wird zu einem wirksamen Gift. Rodet man einen solchen Baum aus, so erkrankt man leicht. Ein andres Gift, das auch Upas (mit dem Beisatze tieute) heißt, wird aus einer Schlingpflanze gewonnen, die Strychnostieute genannt wird. Ein Hund, der mit einem solchen vergifteten Pfeile getödtet ist, stirbt in 7 Minuten, ein Huhn in 2 Minuten.

Aus der Baumwolle bereiten die Celeber starke und feste gewürfelte Zeuge, so wie aus der Seide

herrliche Gürtel, und aus der Rinde eines Maulbeerbaumes Papier.

Es gibt auf Celebes 2 Büffelarten; die kleinere Art hat nur die Größe eines Schafes und lebt herdenweise in den Gebirgen in großer Wildheit. Die größere Art wird zum Ackerbau gebraucht. Hirsche kommen in mehrern Arten vor. Die Makassaren stellen öfter ein Treibjagen auf sie an, und sind so eingenommen für dieß Vergnügen, daß sie die Meinung haben, wer auf der Jagd den Hals bricht, stirbt den Tod eines Helden. Sie jagen nämlich zu Pferde und schießen nicht das Wild, sondern fangen es mit Schlingen. Eine Menge Fußläufer scheucht das Wild auf und treibt es den Jägern zu, die auf den muthigsten Pferden ohne Sattel, bloß auf einer Decke sitzend, sehnsuchtsvoll lauern. Kommt ein Hirsch auf einen Jäger zu, so verfolgt ihn dieser, sucht ihm seine Schlinge, die an einer kurzen Stange sitzt, über den Kopf zu werfen, zieht diese zu und führt das Thier zu dem Jagdgezelte, wo eine Menge vornehmer Zuschauer versammelt ist. Hier wird der Hirsch abgefangen, und das Blut in Bambusröhren gesammelt. Alle vornehmen Zuschauer trinken nebst dem Jäger davon; das Uebrige erhält das Pferd als Belohnung. Köche zerlegen und rösten die ersten Hirsche für die Gesellschaft. Das Herz wird roh mit etwas Pfeffer ge-

gessen, und dieß Mahl heißt; das Fest des blutigen Herzens.

Die kriegerische Verzweiflungswuth, die den Völkern des Südens recht eigen ist und ihnen den Dolch zu der natürlichsten Waffe macht, zeigt sich auffallend bei den Bewohnern von Celebes. Alle Reisende erzählen Ausbrüche solcher Wuth. Crawford, dem wir die neuesten Nachrichten über die ostindischen Inseln verdanken, erzählt z. B., daß ein gefangener Häuptling plötzlich des Nachts aufstand und Alles um sich ermorden wollte.

Die ganze Insel zerfällt in eine Menge kleinere Reiche, die sich unter einander oft befehden. Zwei der angesehensten davon im Süden, sind den Holländern unterworfen, die außer Makassar noch einige andre Niederlassungen auf der Insel haben. Manche Küstengegenden kennt man noch nicht. Die Europäer theilen die Bewohner von Celebes in zwei Hauptstämme, in Makassaren und Bugginesen; doch weiß man keine genauen Unterschiede zwischen ihnen anzugeben, und auch das ist noch nicht sicher ausgemacht, ob sie malayischer Herkunft sind oder nicht. In der äußern Bildung zeichnen sich die Celeber durch einen stämmigen festen Körperbau, durch eine platte Nase, die von Kindheit an eingedrückt werden soll, und durch eine röthlich gelbe Farbe aus. Das weibliche Geschlecht gilt in Indien für schön.

Die Celeber leben mäßig und werden darum sehr alt. Gleich den alten Germanen gehen sie gern in fremde Kriegsdienste, verbinden Treue mit großer Verschlagenheit und kämpfen tapfer. Mit Gesang gehen sie in die Schlacht. Eine gewisse Mordlust wohnt Allen bei, und ihre Rachsucht ist groß. Es gibt Fälle, daß sie mordeten, bloß um ihre Dolche zu versuchen. Ein Makassare, der verhaftet werden sollte, tödtete bei seiner Verhaftung 16 Menschen, und da er selbst auf dem Platze dabei blieb, so kam seine Frau ihm nach und ließ sich auch tödten. Die Sprache der Celeber, genannt die Buggis-Sprache, scheint in mehrere Mundarten zu zerfallen, ihre Schrift soll 22 Buchstaben haben und darin mehrere Bücher, ihre Geschichte enthaltend, so wie auch der Koran, vorhanden sein. Die Lieder und Dichtungen der Celeber verrathen große dichterische Gaben. Sie haben lange Erzählungen von ihren alten Helden, und besitzen auch viele kleinere Gedichte, z. B.:

„Im Kampfgetümmel stehn drei Dinge zu Gebot,
Der Lanze Stich, die Kugel aus dem Rohr,
Sangalas Harz, der gift'ge Saft."

Seit dem 17ten Jahrhundert haben die Muhamedaner auf der Insel ihren Glauben verbreitet, und ihre Priester besitzen großen Einfluß auf die Rajah. Die Bewohner des innern Landes bekennen sich noch zu dem alten indischen Glauben. Als die Portugie-

sen hier Niederlassungen hatten, so waren sie bemüht das Christenthum zu verbreiten; allein die bloß auf den Handel versessenen Holländer vertrieben die Portugiesen und bekümmerten sich um die Glaubensverbreitung nicht. Ein König von Makassar schickte in frühern Zeiten ein Mal zwei Gesandte aus, nämlich nach einer christlichen und nach einer muhamedanischen Niederlassung, und versprach, mit seinen Leuten den Glauben der Partei anzunehmen, welche ihm die ersten Priester schickte. Dieß waren die Muhamedaner. Als aber späterhin die christlichen Priester kamen, erlaubte man ihnen auch das Predigen, doch war der König schon muhamedanisch.

Die Celeber sind sehr reinlich, baden sich oft, halten ihre Wohnungen rein, ihre Kleider ordentlich, färben ihre Zähne mit allerlei Farben, haben Sklaven zum Feldbau und häuslichen Verrichtungen, besitzen manches bequeme Hausgeräth, zierliche Wohnungen und viele bürgerliche Einrichtungen.

Am weitesten sind die Celeber in der Kriegskunst. Die meisten Rajah haben eine Art stehendes Heer. Schwerter, Lanzen, Dolche und Pfeile sind die Hauptwaffen. Viele besitzen Flinten und Drehbassen. Ein Fürst von Boni lehrte seinen Unterthanen die Verfertigung der Feuergewehre, und in dieser Gegend verfertigen die Celeber so gute Flinten, als die Europäer. Vor dem Ausbruch eines Kriegs werden

Kriegstänze angestellt, und die Fahnen mit Blut besprengt. Von dem ersten erschlagenen Feinde verspeist man das Herz.

Gern spielen die Celeber. Sie haben große Freude an Hahnengefechte, selbst Erwachsene lassen Drachen aufsteigen, oft welche an 30 Fuß im Durchmesser, woran eine Ente und ein Horn befestigt ist. Die Ente schreit dabei gewaltig und der Wind bläst in das Horn. An Tänzen aller Art fehlt es ihnen nicht. Auf der See sind die Celeber rührig, und im Handel überlegend und genau. Viele verlassen arm ihre Heimath und kehren gleich den Schweizern reich zurück. Ihre Fahrzeuge benutzen sie zum Handel, zum Fischfang und zur Seeräuberei. Mehrere Schiffe gehen jährlich bis in den Meerbusen von Carpentaria an der Nordküste von Neuholland, um dort Schleimthiere (Trepang genannt) zu fangen, welche aufgerissen, gekocht, gepreßt und geräuchert werden und dann in Säcken verpackt nach China gehen, wo sie einen wichtigen Handelsgegenstand ausmachen. Der englische Hauptmann Flinders fand im Jahr 1803 sechs Schiffe aus Boni, die nach Aussage der Leute darauf zu einer Flotte von 60 Schiffen gehörten. Früherhin fingen sie bei Timor dieses Seegewürm. Von da aus ward ein Schiff nach dem Meerbusen von Carpentaria verschlagen, fand dort reichen Gewinn, und veranlaßte Andre, dorthin zu segeln.

Die Bewohner des innern Celebes sollen Eisen gewinnen und auch Ackerbau treiben. An den Küsten streift eine Art Wasserzigeuner (Badschos genannt) umher. Sie leben auf kleinen bedeckten Böten an den Mündungen der Flüsse, verändern ihren Aufenthalt nach den Winden, bereiten Salz, und fangen kleine Krebse, die sie zerstoßen und in einen wohlriechenden Teig verwandeln, der in ganz Indien sehr beliebt ist. Sie sind schwächlich und ungesund, wohl ihrer Lebensart wegen, scheinen ein Mang von allerlei Völkern zu sein, und werden von den Küstenbewohnern gehaßt, weil sie ihnen die Fischerei verderben.

Die Fürsten auf Celebes leiten ihren Ursprung gewöhnlich vom Himmel her und schreiben sich deßhalb auch die Kraft zu, Kranke zu heilen. Fühlt ein Unterthan Schmerzen, so verfügt er sich zu seinem Rajah, der Betelnüsse kauet und dabei mit feierlichen Worten auf die schmerzhafte Stelle haucht. Die Frauen genießen auf Celebes, wie auf allen ostindischen Inseln, Achtung und Freiheit, sie werden nicht, wie auf dem Festlande Asien's, von den Männern getrennt und ängstlich bewacht. Ja auf Celebes gelangen nicht selten Frauen auf den Thron. So beherrscht die Frau des Häuptlings von Makassar einen kleinen Staat Lipukasi, und führt ihre Krieger selbst an. Mehrere Rajah, z. B. der von Boni,

lassen sich bloß von Weibern bedienen, eine Sitte, die auf andern ostindischen Inseln auch nicht ungewöhnlich ist. Die Häuser der Rajah zeichnen sich vor denen der übrigen Bewohner durch einen Ochsenkopf oder ein Ochsenhorn aus, das am Giebel angebracht ist, so daß sie alle das meklenburgische Wappen haben. Vor den Wohnungen der Großen prangen als Zeichen der Macht zwei starke Bambus, mit eisernen Klammern an den Pforten befestigt. Die Celeber sind große Verehrer von allerlei heiligen Sachen (Reliquien). Nur dann erst kann der Rajah auf den Gehorsam seiner Unterthanen rechnen, wenn er im Besitz aller Reliquien seines Herrscherstuhles ist. Vor den Reliquien verbrennen sie von Zeit zu Zeit schönes Räucherwerk, und das Zimmer, worin sie aufbewahrt werden, ist so heilig wie ein Tempel.

Die Portugiesen knüpften bald, nachdem sie die indischen Gewässer etwas kennen lernten, ungefähr 1540, Handelsverhältnisse mit den Celebern an, und errichteten kleine Festen an der Küste. Dänen und Holländer fanden sich später hier auch ein, die Ermordung einiger holländischen Kaufleute veranlaßte (1660) einen Krieg zwischen den Holländern und dem Rajah von Makassar. Die Holländer verbanden sich mit einigen Großen des Landes, die mißvergnügt waren, und dadurch gelang ihnen die Un=

terjochung von Makassar. Der Rajah mußte seinen besten Hafen den Holländern überliefern, alle Festungen schleifen und sich zu einem Jahreszins verpflichten. Dieser bestand, zur Schande der Menschheit, aus tausend Sklaven und Sklavinnen, wie der Friedensvertrag sagt: „alle junge, gesunde und ausgewachsene Leute.“ In Ruhe aber haben die Holländer ihre dortigen Besitzungen nie genossen, sie wurden öfter von den benachbarten Fürsten angegriffen; besonders aber hatten die Engländer, die zu Napoleons Zeiten den Holländern Makassar genommen hatten, mit dem Rajah von Boni (1814) zu kriegen. Sie bemächtigten sich seiner Hauptstadt, zündeten sie an und setzten ihn ab.

Westlich von Celebes liegt die große Insel Borneo, das größte Eiland, 14,000 □Meilen enthaltend, und eher weniger als mehr bekannt, denn Celebes. Ein sumpfiger, einige Meilen breiter, Strand umgibt die meisten Küsten; nur an der Nordwestseite streift die Hügelkette des Landes nahe am Meere hin. Dort stürzt ein großer Fluß vom Berge herunter, was man mehrere Meilen von der Küste sehen kann. Im nördlichen Theil der Insel soll auch ein großes Süßwasserbecken sein, und von da aus sich Ströme nach Süden hin ergießen. Man sieht an der Südküste große Flußmündungen, und die angeschwemmten Massen deuten gleichfalls auf große

Flüsse. An der Nordwestküste liegt die Stadt Borneo, die bei den Europäern der Insel den Namen gegeben hat. Die Häuser ruhen auf Pfählen im Wasser, so daß die Stadt Aehnlichkeit mit Venedig hat. Alle Verbindung zwischen den einzelnen Häusern wird zu Wasser unterhalten, und Böte machen die Marktbuden aus. Die Weiber schützen sich auf denselben gegen die Sonnenhitze durch große Hüte aus Bambus. Die ganze Stadt wimmelt von Krokodilen, die unter den Häusern sich bequem ernähren. Außer den Eingebornen wohnen vorzüglich Chinesen hier, und treiben besonders den Pfefferbau. Sie ziehen die Pfefferstauden auf eine ähnliche Weise, als wir den Wein. Borneo und eine südlicher liegende Stadt Sambas, sind die Schlupfwinkel für Seeräuber, die bisweilen europäische Kauffahrteischiffe anfallen. Die Engländer machten 1812 und 1813 Angriffe auf Sambas, um den dortigen Fürsten für die Wegnahme eines portugiesischen Schiffes zu züchtigen. Der erste Angriff mißlang, der zweite glückte, die Engländer eroberten die Stadt. Die Holländer hatten sonst mehrere Niederlassungen an den Küsten der Insel, die meisten sind aber verlassen. Die Hauptniederlassung war zu Banjermassin, an der Südseite bei der Mündung eines großen Stromes. Die daselbst befindlichen Häuser ruhen theilweise auf Flößen, theilweise auf Pfählen.

Erstere schwimmen bisweilen des Nachts aus dem Flusse ins Meer, während die Bewohner ruhig schlafen. Einige Flöße sind so groß, daß außer dem Wohnhause und den Wirthschaftsgebäuden sich noch Baum- und Gemüse-Gärten darauf befinden. Die Holländer hatten ihre Niederlassung neben der Stadt. Auf der Insel Balambangan nördlich von Borneo legten die Engländer ein Mal eine Niederlassung an, gaben sie aber bald wieder auf. Man kann jetzt sagen, daß Europäer diese Insel fast gar nicht besuchen, dagegen aber kommen chinesische Junken hierher und holen allerlei Gewürze. Borneo ist zu den reichsten Inseln Ostindien's zu rechnen. Außer vielen Gewürzen, Nahrungsstoffen, und Schiffsbauholz hat sie viele unterirdische Schätze, Gold, Diamanten in großer Menge und von besondrer Güte, so wie schöne Krystalle. Die Diamantgruben werden von den Chinesen bearbeitet. Die Sagopalme nährt einen großen Theil der Bewohner von Borneo. Unter den übrigen Palmen zeichnet sich die Kohl-Palme (Anniben — areca oleracea) aus, deren Schößlinge gekocht als Kohl, und roh als Sallat gegessen werden. Die Blätter einer andern Palme, nämlich der Nipa-Palme (pandanus utilis) werden allgemein zum Decken der Häuser angewendet. Das Zellgewebe mehrerer Bäume wird hier zu Zeugen verarbeitet. Dazu gehört auch der vorher erwähnte

Giftbaum Upas. Die Kleider von den Fasern dieses Baumes sollen auf der Haut ein brennendes Jucken verursachen. Die Thierwelt dieser Insel ist wenig bekannt. Affen und Papageien tummeln auf den Aesten und Zweigen der Bäume, Schlangen und Krokodile hausen in den Sümpfen, verwildertes Rindvieh weidet in den Ebnen, des Abends rauschen fliegende Hunde scharenweise durch die Lüfte, in denen glänzende Schmetterlinge und Käfer von ausgezeichneter Größe allerlei Farbenspiele erzeugen. Unter den Hirscharten der Insel kommt auch ein Zwerghirsch vor. Die große Affenart, welche auf Borneo lebt, (simia parvilamnis) ist wesentlich von dem ostindischen Pongo (dem eigentlichen Oran-Utang) und dem Chimpanze an der Westküste Afrika's (welches beide die menschenähnlichsten Affen sind), unterschieden. Er misset 4 Fuß, hat an jeder Backe einen fleischigen Klumpen, stark vortretende Kiefer und setzt sich im Nothfalle wohl gegen seine Verfolger, mit abgebrochnen Aesten bewaffnet. Der langnasige Affe (simia longimana) oder der Rahau, dessen Nase 3 Zoll vorsteht und dessen Nasenlöcher jedes 1 Zoll weit ist, wohnt gleichfalls auf Borneo. Aus dem Meere gewinnen die Küstenbewohner viele Thiere und Seetange zu Speisen, Leim und andern Bedürfnissen. Sie machen einen ganz andern Volksstamm aus, als die Bewohner des innern Landes.

Letztere scheinen rohe Ureinwohner, Erstere Ansiedler aus verschiednen Volksstämmen, besonders Chinesen und Malayen zu sein. Bei den Europäern sind die Bewohner des innern Borneo's sehr verschrien. Sie ziehen bloß aus, um Köpfe abzuhauen, womit sie ihre Häuser schmücken. Treten sie solche Raubzüge an, so achten sie vorher auf den Flug des Fischadlers. Wer den ersten Menschenkopf bringt, wird in Triumph aufgeführt und erhält allerlei Geschenke. Sie haben gleich den alten Deutschen die Meinung, daß alle von ihnen erschlagenen Feinde im Himmel ihnen als Sklaven dienen müssen. Bei dem Begräbniß eines Vornehmen wird dieser Bedienung wegen, stets ein Sklave geopfert, und vorher demselben recht eingeschärft, wie er in jener Welt seinen Herren zu bedienen habe. Vergiftete Pfeile, aus einem Blaserohr geschossen, sind hier so im Gebrauch, wie auf Celebes. Die Wasserzigeuner fehlen auch hier nicht. Die Küstenbewohner haben den muhamedanischen Glauben angenommen, weßhalb sie gleich den Celebern die Schweine sehr verachten. Sie besitzen bei ihrem muhamedanischen Glauben, gleich vielen Christen, noch manche heidnische Meinungen und Sitten. So glauben sie, daß die Sonne und der Mond bei ihren Verfinsterungen Gefahr liefen, von Ungeheuern verschlungen zu werden, und suchen durch allerlei Lärm dieß Unglück abzuwenden.

Südlich von Borneo liegt die lange Insel Java *), die bekannteste von den großen Sundainseln, das Grab vieler Europäer, welche die Sumpfluft Batavia's tödtete. Eine gut angelegte Straße, 175 Meilen lang, durchschneidet der Länge nach die Insel, und verbindet die beiden Hauptniederlassungen Batavia und Surabaja. Bei Anlegung dieser Straße durch den holländischen Statthalter Daendels, der hier herrschte, als Holland mit Frankreich vereinigt war, ward ein großer Binnensee in die schönsten Reißfelder verwandelt. Wöchentlich gehen 2 Posten auf dieser Straße von Batavia nach Surabaja. Leider soll sie 10,000 Javanern das Leben gekostet haben. Sie mußten im Frohn dieselbe anlegen, und kamen durch ansteckende Krankheiten in den Sümpfen um. Man kann rechnen, daß von Europäern und Chinesen, die jährlich dort in großer Menge ankommen, um reich zu werden, im ersten Jahre die Hälfte stirbt. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist außerordentlich, der Reichthum der Holzarten groß; nur an Metallen ist die Insel arm. Besäßen die Holländer für mehr als für bloßes Gelderwerben Sinn, sie hätten die ganze Insel in einen blühenden

---

*) Da wir schon im vorigen Theile Manches von dieser Insel erwähnt haben, so wird hier nur Einiges von derselben noch vorkommen.

Zustand bringen, die Javaer bilden, die Luft durch Austrocknung von Sümpfen verbessern, und überhaupt Java zu einem Paradies umschaffen können. Allein wo Holländer in andern Erdtheilen haussen, da ist für die Menschheit kein Gewinn, sie lassen durch Sklaven Kaffee, Zucker, Reiß, Pfeffer *) und andre Handelsgegenstände bauen, achten dabei kein Menschenleben und bringen ihre Tage in elendem Müßiggange hin. Kriechend gegen Japaner und Chinesen, sind die holländischen Krämer, früherhin dem Namen nach Republikaner, die fürchterlichsten Despoten, und die schrecklichsten Tyrannen gegen Javaner und andre unterjochte Völker.

Java's Pflanzenreichthum wird von keiner andern Gegend in Asien übertroffen, nur einzelne Strekken Südamerika's sind auf gleiche Weise bedacht. Die Lage unweit des Gleichers, lang und schmal hingestreckt, mit einem fruchtbaren Boden bedeckt, mit einem Bergrücken versehen, der stets Feuchtigkeiten aus der Luft einsaugt und diese in vielen kleinen Flüssen und Bächen dem Lande mittheilt, die

*) Der Pfefferstrauch (piper nigrum) wächst wie der Wein, rankend, oft 25 Fuß hoch. Die Beeren ähneln den schwarzen Johannisbeeren. Wild kommt diese Pflanze nur in Vorderindien vor. Crawford, brittischer Geschäftsträger auf Java, behauptet, daß Europa jetzt jährlich 15 Millionen Pfund Pfeffer verbrauche.

Ausdünstungen des Meeres — dieß Alles schafft hier ein Pflanzenleben, wovon ein Europäer kaumhin einen Begriff hat. Dabei kann man auf Java fast alle Pflanzen der übrigen Gegenden ansiedeln, selbst die Pflanzen der gemäßigten Länder kommen an den höheren Berglehnen fort, und Weizen wird sogar bei dem niedern Batavia gebauet. Nur ein Paar weniger bekannte Pflanzen mögen hier erwähnt werden. Der Mangas (mangifera indica) hat die Größe unsrer Eichbäume, und trägt Früchte, die an Form und Geschmack mit unsern Pflaumen verwandt sind. Der Baum hat die Natur der Bäume des gemäßigten Klima, er hat nur zu einer Jahreszeit reife Früchte, während an den Bäumen der heißen Gegenden Blüthen, unreife und reife Früchte zugleich gefunden werden. Ein andrer Baum, dessen Früchte unsern gelben Eierpflaumen ähnlich aussehen, ist der Jambolo (Jambolifera indica). Er wächst überall in den Ebnen, und seine Früchte dienen zugleich als Arznei. Vierhundert Baumarten hat Java, und die meisten Bäume liefern außer Holz noch allerlei eßbare Früchte, oder arzneiliche, färbende, und andre Stoffe zu Zeugen. Unsere Apotheken bekommen einen großen Theil ihrer Sachen aus Java. Die Chinesen haben eine Pflanze eingeführt, die zu den Schmetterlingspflanzen (mit Hülsenfrüchten) gehört, und eine außerordentliche Menge

Oel liefert. Bei Batavia sind 50 Mühlen, die Oel aus den Früchten dieser Pflanze pressen. Das dadurch gewonnene Oel, jährlich 130,000 Reichsthaler an Werth, wird in Batavia alle verbraucht.

Die europäischen Thiere gedeihen auf Java schlecht. Die Pferde sind plump, das Rindvieh steht den Büffeln nach und wird deßhalb nicht gebraucht, und das Schaf kommt auch nicht sonderlich vor. Ziegen sieht man häufiger, und von den Schweinen gedeiht das andalusische mit nacktem schwarzen dicken Leib am besten. Elephanten sind hier weder zahme noch wilde; dagegen kommen zwei Tigerarten vor, wovon eine Art der bengalische oder Königs-Tiger ist. Sie werden lebendig eingefangen, um mit Büffeln zu kämpfen. Von Hirschen trifft man mehrere Arten. Die Wälder sind reich an Vögeln allerlei Art, alle mehr ausgezeichnet durch Farben, als durch Gesang. Von unsern europäischen Vögeln trifft man Bachstelzen, Wiedehopfe, Spechtmeisen, Nebelkrähen und Turteltauben dort an. Man zählt auf Java gegen zwanzig Arten Honigsauger (fälschlich Colibri's genannt) von der Länge von zwei Zoll bis zu der von zwei Fuß. Zu den seltenen Vögeln zählt man den Nashornvogel, der zur Zierde gehalten wird. Wahrscheinlich stammen unsre Hühner aus Java. Man trifft näm-

lich hier eine Huhnart *) (Agam-Bankiwa genannt), welche unsern Hühnern ganz nahe steht. Das wilde javaische Huhn lebt in den Vorhölzern der Waldungen, ist muthig und versucht in Gefahren, sich zur Wehre zu setzen. Die Javaer haben mehrere wilde und zahme Hühner. Unter letztern ist eine Art, welche Negerhühner heißen, weil sie eine schwarze Oberhaut besitzen, welche beim Kochen die Brühe tintenschwarz färbt. Unter den wilden ist eine Art, Ayam-Alas genannt, die einen Gabelschwanz hat, sehr scheu ist und wenn sie lebendig gefangen wird, in der Gefangenschaft keine Eier legt. Der Kasuar, der größte Landvogel in ganz Ostindien, findet sich gleichfalls auf Java. Er hat statt der Federn starke Borsten,

---

*) Das Huhn (phasianus gallus) ist wegen der Menge Eier, die es legt, und wegen seiner daraus entstandenen Verbreitung über die ganze Erde, eins der wichtigsten Hausthiere. Man fand es schon auf vielen Inseln der Südsee bei ihrer Entdeckung. Es gibt mehrere Arten davon, die wahrscheinlich von verschiednen wilden Arten stammen. Die größte Art macht das Paduanische Huhn aus, das wahrscheinlich von dem Ayam-Yago auf Sumatra stammt. Ein Hahn davon pickt sich ohne Umstände Futter von einem gewöhnlichen Eßtisch herab. Eine andre Art ist die Straubhenne, eine andre die Kluk-henne, eine andre die Haubenhenne, eine andre die Wollhenne (in Japan und China). Viele Völker lassen die Hähne Gefechte mit einander halten. In Aegypten brütet man die Hühner zu Tausenden in eignen Oefen aus.

ähnlich den Pferdehaaren, kann nur laufen und besitzt einen nackten Kopf. Unter den javaischen Tauben zeichnen sich einige ganz besonders durch ihr schönes Gefieder aus. Die Eidechsen auf Java haben alle seltsame Formen und ein buntes Farbengemisch. An Fischen ist Java arm, Aale werden indessen gefangen, wovon einer 20 Menschen sättigt.

Die Holländer sind als die Oberherren von ganz Java zu betrachten; doch regieren in einzelnen Bezirken einheimische Fürsten, die ihre Oberhoheit anerkennen. Der Gründer der holländischen Macht in Java ist Peter Köhn, der im Jahr 1619 Batavia *) anlegte und die Engländer von der Insel verdrängte. Die holländischen Befehlshaber hatten hier, gleich den römischen Statthaltern in Asien, ein königliches Ansehen. Jeder Statthalter suchte nur reich zu werden, und der Staat setzte zuletzt bei der Niederlassung zu, statt zu gewinnen. Weil die Holländer bloß als Krämer verfuhren, so munterten sie den Ackerbau nicht auf, sie schlossen bloß Handelsverträge mit den Fürsten, und gingen bei allen ihren Handelsunternehmungen von dem unchristlichen Grundsatz aus, lieber Waaren zu vernichten, als wohlfeil zu verkaufen, lieber Gewürzanlagen zu zer-

*) Man vergleiche den vorigen Band unsrer Reisen, S. 12. und folgende.

stören, als zuzulassen, daß Andre auch mit Gewürz handelten. Ihres Handels wegen schrieben sie den einheimischen Fürsten oft harte Gesetze vor, und diese versuchten nicht selten, in offener Fehde ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Ja im Jahr 1812, als die Engländer den Holländern Java abgenommen hatten, brach eine allgemeine Empörung gegen die Europäer aus. Die einzelnen einheimischen Fürsten hatten sich verbunden, einer brachte ein Heer von 17,000 Mann und 80 Stück Geschütz zusammen, womit er eine Festung vertheidigte, in deren Umgegend sich 100,000 bewaffnete Javaner zusammenzogen. Die Engländer, nur ein kleines Häuflein, bahnten sich mitten durch die Feinde einen Weg, eroberten die Festung, nahmen den Fürsten gefangen, brachten ihn nach Pulo-Pinang, vertheilten seine Länder, und befestigten die europäische Herrschaft mehr als je. Ungeachtet der europäischen Oberherrschaft genießen die einheimischen Fürsten große Verehrung von ihren Unterthanen, und herrschen größten Theils nach Willkür. Nur die Fürsten dürfen die gelbe Farbe tragen; enthalten sie sich irgend einer Speise, so müssen dieß alle Unterthanen auch thun *). Al-

*) Das ist eine gute Methode, die Unterthanen gehörig zur Sparsamkeit anzuhalten. Hätte doch Napoleon alle Bewohner des Festlandes auf diese Art von Kaffee und Zukker entwöhnen können!

les Land gehört den Fürsten, keiner ist Eigenthümer. Jeder nahet sich kriechend den Fürsten. Die Nachfolger bestimmen die Holländer und lassen sich dafür viel Geld zahlen, oft 20,000 Piaster. Die Fürsten sind unthätig und schwelgerisch, ihre Beamten plagen die Unterthanen. Holländische Residenten findet man in allen Provinzen, und das mit jährlichen Einkünften von 30,000 Rthlr.

Da die Staaten Java's dem Willen der Holländer unterworfen sind, so werden sie nach Umständen vergrößert und verkleinert, vermehrt und vermindert; mithin ist eine Uebersicht derselben schwierig. Im Westen liegt das Reich Bantam 144 □Meilen groß, mit einer Stadt gleichen Namens, die wegen Versandung des Hafens verfällt, sonst aber blühend war. Der Sultan oder Fürst von Bantam hat auch Unterthanen auf Sumatra. Er läßt sich nur von Weibern bedienen. Selbst seine Leibwache im Innern des Palastes besteht aus Weibern, die mit Dolchen und Piken bewaffnet sind. Batavia liegt in dem Reiche Jacatra. Ein drittes Reich heißt Tscheribon und hat eine Hauptstadt, gleiches Namens. Merkwürdig ist in Tscheribon eine 10 Meilen lange, doppelte Bambushecke, die oben sich wölbt und einen dunklen Bogengang bildet, wie man solche Gänge von Weißbuchen oder Rüstern in den französischen Gärten findet. Die Bogendecke die-

ses Weges ist so dicht, daß auch am Mittage kein Sonnenstrahl durchdringt, Reisende haben stets Fakkeln bei sich, um diesen Weg sich zu erhellen. Tscheribon soll von einem berühmten arabischen Heiligen, dem Ebn Mulana erbauet sein, der im 14ten Jahrhundert mit großem Eifer auf Java den muhamedanischen Glauben predigte. Sein Grab befindet sich 2 Meilen von der Stadt, die in neuern Zeiten durch eine ansteckende Krankheit verödet ist. An das Reich Tscheribon gränzt das von Mataran, im Osten gelegen. Zwei kleine Reiche befinden sich südlich davon in Gebirgen. Das Innere des Ostlandes bildet größten Theils freie Staaten, die überhaupt $\frac{1}{4}$ des Bodens der Insel nach Raffle jetzt einnehmen, während $\frac{3}{4}$ den Holländern gehört. In den unabhängigen Ländern sollen Städte von 50 bis 80,000 Einwohnern sich befinden. Die höchsten Berge und die meisten Alterthümer trifft man in diesen innern Gegenden. Alle Küstenstrecken gehören den Holländern unmittelbar. Außer der Stadt Surabaja, sind noch die Städte Samarang und Rambang als die größern zu nennen. In Surabaja sind große Schiffswerften, eine Gewehrfabrik und andre wichtige Anstalten. An der Ostküste verdient das Gebiet von Probolingo bemerkt zu werden. Es ist etwa 10 Meilen lang und eben so breit, und war vor 30 Jahren ganz verödet. Ein chinesischer

reicher Kaufmann erhandelte es von den Holländern für 10 Millionen Thaler, und brachte den Bezirk in 10 Jahren dahin, daß er einer der volkreichsten und besten auf Java war. Der Chinese lebte darauf wie die eingebornen Fürsten in Ueppigkeit und Hofglanz, und plagte seine Unterthanen. Da brach (im Jahr 1813) ein Räuberhaufe aus dem Gebirge in sein Land, ermordete ihn und plünderte die Stadt aus. Der Räuberhaufen vermehrte sich bis auf 1000 Mann, denn der glückliche Erfolg zog an, und man vermuthete, daß ein einheimischer Fürst die Sache begünstige. Die Engländer aber rückten dagegen an und tödteten den Anführer, der sich für einen Propheten ausgab. Hieraus sieht man schon, wie unsicher das Innere Java's ist. Räuber und wilde Thiere lauern auf Mord. Von den Inseln, die Java umgeben, ist Madura am bekanntesten. Auch über diese erstreckt sich die Oberherrschaft der Holländer.

Man unterscheidet unter den Bewohnern Europäer, Malayen, Chinesen und Urbewohner. Alle leben jetzt mehr oder weniger nach holländischer Art. Ob die Urbewohner von den Chinesen oder von den Indiern oder gar auch von Malayen stammen, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Sie leben in leichten Bambushäusern, reiben Haare und die ganze Haut mit Oel ein, gehen mit Ausnahme eines baum-

wollenen Gürtels, nackt, sind jetzt wenig unternehmend und sollen früherhin zu einem einzigen großen Reiche gehört haben, das sich über Sumatra, Borneo bis zu den Molucken ausdehnte. Sie führen Dolche und verstehen mit der Schleuder gut umzugehen. Die Javanerinnen müssen alles Weben verrichten, weil die Männer diese Arbeit verachten. Die Jungfrauen, welche sonst wohl zu Tausenden die Wache in den innern Palästen der Fürsten hatten, besorgen nicht allein dort alle Arbeiten, sondern sind auch geschickt im Rossetummeln. Die javaische Sprache zerfällt in drei Mundarten. Wir könnten viel von ihr, so wie von den alten, jetzt fast ganz abgekommenen Sitten und Gebräuchen der Javaner wissen, wenn nicht die Holländer ganz gleichgültig gegen dieß Alles gewesen wären. Die Muhamedaner haben ihren Koran ins Javanische übersetzt, den Holländern ist es aber nie eingefallen, die Bibel den Javanern zugänglich zu machen. Zwei Pfund Pfeffer war ihnen wichtiger, als das ganze javanische Volk. Vor Bekehrung zum muhamedanischen Glauben waren die Javaner größten Theils Verehrer des Fo (Budh, Gaudma) und an der Südostküste sollen auch noch welche leben. Ja erst kürzlich entdeckte man östlich von Surabaja einen Volksstamm von 1200 Seelen, der erbliche Priester hatte, und seine weltlichen Vorgesetzten sich durch Stimmenmehrheit wählte. Es

sind auch noch mehrere Tempelüberreste aus früheren Zeiten vorhanden, die sichtlich zeigen, daß auch der braminische (indische) Glaube auf Java früherhin verbreitet war. Alle die frühern Tempel sind aus Granit gebauet, eine Bauart, von der die jetzigen Javaner nichts verstehen. Man nennt diese Ueberreste Brambanen, d. i.: Braminenhäuser. Erst die Engländer haben uns auf diese Dinge aufmerksam gemacht. Die Holländer durchsuchten nur die Ruinen, weil sie meinten, die Urbewohner hätten darin Geld vergraben.

Obgleich seit 1406 durch den oben erwähnten Ebn Mulana der muhamedanische Glaube allgemein eingeführt ward, so sind doch die Javaner keine strengen Muhamedaner. Sie haben nicht die muhamedanische Zeitrechnung, trinken ohne Weiteres Wein und besitzen viele heidnische abergläubische Gebräuche. Der Aberglaube der Javaner ist mit großer Leichtgläubigkeit verbunden. So ward z. B. 1814 den Engländern berichtet, daß die Eingebornen eine große schöne Landstraße von dem Gipfel eines der höchsten Berge bis ins Thal anlegten; und daß sie Häuser und Bäume, wo sie im Wege ständen, unbedenklich dabei zerstörten. Bei näherer Untersuchung ergab sich die Wahrheit der Sache, und die Ursache war eine alte Frau, der im Traume die Offenbarung zu Theil geworden, daß ein göttliches Wesen würde

auf jenen Berg nieder steigen. Sie beschwor alle Bewohner der Umgegend, eine ordentliche Straße für diesen Geist anzulegen, damit er darauf ins Thal niederkäme, weil sonst eine Himmelsstrafe zu befürchten sei. Alles war zur Arbeit geströmt und das alte Weib theilte Palmenblätter unter die Arbeiter aus, wodurch sie vor allen Unfällen geschützt werden sollten.

Die herumschweifenden Malayen haben wahrscheinlich ihre Bildung den Javanern zu verdanken. Sie leben als Fischer, Schiffer und als Sklaven auf Java, von allen Inseln Ostindien's zusammengebracht. Auf Sklaven geben die Holländer sehr viel, manche halten deren 50, was einen ungeheuern Kostenaufwand macht. Unter den Sklaven findet man auch mehrere Afrikaner. Ihre Behandlung ist nicht schlecht und ihre Nahrung hinreichend. Die Engländer waren bemüht, den Sklavenhandel abzuschaffen. Chinesen leben auf Java in großer Anzahl. Nach einer Zählung vom Jahr 1815 betrug die ganze Bevölkerung auf Java 4,400,000 Seelen.

Nordwestlich von Java liegt die große Insel Sumatra, auf der im 16ten Jahrhundert die Portugiesen und Engländer sich ansiedelten. Später waren die Holländer bemüht, hier festen Fuß zu fassen. Es gelang ihnen mit der Zeit, durch Einmischung in die Angelegenheiten der Fürsten, sich einen bedeutenden Landstrich an der Westküste zu erwerben,

worauf sie die Stadt Padang erbaueten. Der Fürst von Indrapura ward ihr Vasall. Die Besitzungen der Engländer liegen südlich von den holländischen, und der Hauptort darin ist Benkoolen (nach der Feste auch wohl Marlborough genannt). Auch die Engländer haben einheimische Fürsten unter ihrer Oberhoheit; und wenn gleich bei ihnen Recht und Gerechtigkeit mehr als bei manchen andern Völkern geachtet wird, die Niederlassungen in fremden Erdtheilen besitzen: so kommt es doch auch bei ihnen vor, daß schlechte Statthalter Geißeln der Ureinwohner sind. Ein solcher war Parker in Benkoolen. Er behandelte die Unterthanen hart, zwang sie mit Gewalt zur Anlegung von Kaffeefeldern, und beleidigte dabei die einheimischen Fürsten. Es brach deßhalb ein Aufstand gegen ihn aus, und er ward in der Nacht ermordet. Freilich mußten die Schuldigen dafür hart büßen. Sieben Fürsten und Häuptlinge wurden aufgehängt. In friedlichen Zeiten bilden die Fürsten eine Art Reichsrath um den Statthalter.

Die ganze Insel Sumatra ist an 200 deutsche Meilen lang und an den breitesten Stellen über 50 Meilen breit. Die Küste der Insel ist gegen Westen weit weniger ausgezackt als gegen Osten; mehrere Inseln, unter welchen Banka am bekanntesten ist, umgeben sie. Die Holländer lassen darauf durch Chinesen Zinn gewinnen. Die Bewohner der Insel

Engano weichen in Hinsicht ihrer Bildung und Sprache ganz von den Malayen ab. Sie sind weißer als diese, groß, stark und ansehnlich. Die Männer führen Keulen als Waffen, welche mit scharfen Fischgräthen zugespitzt sind. Ihre Häuser sind oben rund zugearbeitet, so daß sie den Heuschobern gleichen. Trotz dessen, daß sie nur 12 Meilen von Sumatra entfernt sind, haben sie doch von den Bewohnern dieser Insel, weder Ackerbau noch die Zuziehung von Vieh erlernt. Fische und die Früchte von selbst wachsenden Pflanzen machen ihre Nahrung aus. Sie kauen keinen Betel, und tragen in den weit durchbohrten Ohrlöchern grüne Blätter und Ringe von Kokosschalen.

Die Insel Sumatra wird ihrer längsten Ausdehnung nach von bedeutenden Gebirgen durchzogen. Es befinden sich Höhen von 10 bis 14,000 Fuß darunter. Manche Berge speien Feuer und liefern eine ansehnliche Menge Schwefel. Erdbeben gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen dieser Insel. Manche Flüsse, besonders die nach Osten fließenden, kommen der Schifffahrt gut zu Statten. Die Hitze ist trotz dessen, daß der Gleicher quer über der Insel liegt, hier geringer als in Vorderindien. Sumatra's Boden ist im Innern nicht arm an Erzen und kostbaren Steinen, doch auf der Oberfläche noch reicher an gutem Boden, und darum auch reich an

den Gewächsen des Südens. Unter den Erzeugnissen des Pflanzenreichs zeichnet sich der echte Kampfer und der Benzoe (wohlriechender Asand — asa dulcis) aus. Die Cassienrinde ist ein bedeutender Handelsgegenstand für Sumatra. Sie kommt von der Lorber-Kassie (laurus Cassia), einem Baume, der unten 2 Fuß im Durchmesser und dabei eine Höhe von 50 bis 60 Fuß hat. Die Blüthen dieses Baums, die büschelförmig hervorwachsen, haben eine rothe Leberfarbe, und die Früchte gleichen unsern Eicheln, doch haben sie eine bläuliche Farbe. Die Cassienrinde kommt in Absicht auf Geruch und Geschmack der Zimmetrinde nahe, und wird wohl dafür verkauft. Von 4 Palmarten gewinnen die Sumatraer Sago, und von den Blüthen der einen Art Palmwein. Alle Gewürze, welche sonst nur auf den Molucken wuchsen, sind durch die Engländer, während des Besitzes dieser Inseln, von ihnen hierher verpflanzt worden. An den Küsten Sumatra's findet man einen Pflanzenwurm, Sombero genannt. Der Wurm wächst aus dem Küstensand, gleich einer Pflanze hervor. Er hat einen dicken Stamm mit Blättern, und zieht sich, sobald man ihn berührt, in den Sand zurück. Es gelingt einem nur mit Mühe, den Wurm zu erhalten, weil er bei jeder Berührung in den Sand zurückschlüpft. Die frühern Reisenden hielten ihn für eine wunder-

bare Pflanze. Getrocknet gleicht das Thier einer Koralle.

Unter den Säugethieren Sumatra's, wozu alle des Festlandes von Hinterindien gehören, vom Elephanten bis zum Wiesel, zeichnet sich der Babirussa, d. h. Schweinehirsch aus. Er sieht dem Schweine am ähnlichsten, grunzt wie dasselbe, und hat im obern Kiefer zwei außerordentlich lange und im untern zwei mittlere Eckzähne, die alle vier hakenförmig nach hinten gebogen sind, und wovon erstere ½ Fuß in der Länge haben. Das Fell des Thieres ist wie bei Hirschen, mit weichen Haaren bedeckt, zwischen denen sich nur wenige Borsten zeigen. Es nährt sich gleich den Hirschen vom Laube niedriger Bäume, schwimmt vortrefflich und lebt herdenweise. Auf dem Festlande kommt der Babirussa nicht vor. Auf Sumatra ist er ein häufiger Gegenstand der Jagd, da sein Fleisch wohlschmeckt.

Um die Elephanten vom Zuckerrohr abzuhalten und die lüsternen zu vertilgen, bringen die Bewohner von Sumatra Arsenik in das Zuckerrohr, und benutzen von den dadurch getödteten Thieren nur das Elphenbein. Die Tiger scheinen auf Sumatra in großer Menge vorzukommen. Sie wagen sich dicht an die englische Niederlassung von Benkoolen heran, und holen dort Menschen und Vieh weg. Der Glaube der Urbewohner des Landes, daß die abgestorbenen

Seelen ihrer Vorfahren in die Tiger gefahren seien, schützt diese Thiere sehr. Das Krokodil genießt hier gleichen Schutz und Verehrung.

Die Bewohner Sumatra's lassen sich in Urbewohner, Malayen und Europäer theilen. Unter den Urbewohnern sind am bekanntesten die Battas, in der mittlern Gegend der Insel wohnend. Sie haben ihr Land wohl angebauet und mit Bäumen bepflanzt, leben in Dörfern, und bauen ihre Häuser von Holz, 8 bis 12 Fuß über der Erde erhoben. Sie sind höchst reizbar, lieben die Freiheit, und leben in vielen Kriegen. Sie bedienen sich nicht des Dolches, sondern haben Lanzen von Bambusrohr, einen Hirschfänger und eine Lunten-Flinte. Sie bereiten sich das Pulver selbst, und ziehen den Salpeter dazu aus dem Ziegenmist. Ihre Gewehre kaufen sie aus dem Reiche Menangcabo. Sie verehren, gleich den alten Persern, ein böses und ein gutes Wesen, haben Gottesurtheile, besitzen Priester, die feierlich die Leichen bestatten und zugleich wahrsagen aus den Eingeweiden geschlachteter Büffel, aber auch fürchterlich oft bis zum Tode geprügelt werden, wenn ihre Vorherverkündigung nicht eintrifft. Die Battas leben sehr einfach. Die ärmern genießen nichts als Kartoffeln und Mais; die reichern aber Reiß. Fleischspeisen kommen in der Regel nur bei Festlichkeiten vor, besonders aus Pfer-

desfleisch, das zu den Leckerbissen gehört, weßhalb die Battas Pferde besonders mästen. Gefallene Thiere werden hier wie in China verzehrt. Die Battas machen mehrere Stämme aus, die unter verschiednen Fürsten oder Rajah stehen. Die Rajah sind nicht Eigenthümer des Bodens, dürfen auch keine beliebigen Auflagen ausschreiben. Die Unterthanen müssen gewisse Tage in den fürstlichen Reißfeldern arbeiten, und auf Kriegszügen Lebensmittel liefern.[1]

In den Gebirgen nördlich von Indrapura wohnen die Rejans, ein von den Battas verschiedner Menschenschlag. Sie sind klein und von feinem Knochenbau, drücken ihren Kindern die Nase breit, und die Köpfe platt, zerren die Ohren lang und haben, da viele noch dazu Knöpfe besitzen, ein widerliches Ansehn. Ihre Augen haben, wie die der Chinesen, tiefe innere Winkel, ihr Kinn entbehrt des Bartes, weil er ihnen in der Kindheit durch Kalkwasser ausgejätet wird. Ihr Haar salben sie mit Oel. Die Weiber tragen es lang, die Männer kurz. Die Nägel an den Daumen und an den kleinen Fingern lassen sie lang wachsen, besonders die Vornehmen, ihre Zähne feilen sie bis auf die Wurzeln ab, wozu sie sich eines Schleifsteins bedienen. Die Zahnstumpfe werden wohl schwarz, die Nägel roth gefärbt.

Die Malayen besitzen einen großen Theil von Sumatra, und waren vor Ankunft der Europäer die

eigentlichen Oberherren der Insel. Unter ihren Reichen zeichnete sich Menangcabo vor allen übrigen aus. Der Kaiser von Menangcabo ist zugleich Priester, und wird als solcher von allen Malayen verehrt. In Menangcabo findet man Werkstätten aller Art, besonders für Waffen. Der Boden des ganzen Reiches ist fruchtbar, und in seinen Bergen findet man sehr bedeutende Goldminen. Seit 1400 sind Menangcabo's Bewohner Muhamedaner und besitzen die arabische Schrift. Schon als die Portugiesen hierher kamen, hatten sie Kanonen und andre Schießgewehre. Die Holländer üben jetzt die Oberherrschaft über dieß Reich aus; dennoch nennt sich der Fürst noch den Regenten von gleichem Alter mit der Welt, — den Statthalter des Himmels. —

Das Reich Indrapura ist ganz von den Holländern abhängig, der Fürst muß sogar seine Würde von ihnen erkaufen. Der Ort selbst hat eine ungesunde Luft. Das Reich Palimban liegt an der nordöstlichen Küste der Insel, und war früherhin gleichfalls den Holländern unterworfen. Sie führten von hier besonders Zinn aus. In neuern Zeiten entzog sich der Sultan der holländischen Botmäßigkeit und leistete langen, doch endlich vergeblichen Widerstand. Die Stadt Palimban liegt in einer morastigen Gegend, die zur Zeit der Fluth theilweise überschwemmt

wird. Mehrere Gebäude sind auch auf Floßholz errichtet. Der englische Befehlshaber zu Benkoolen, Namens Raffles, besuchte in den neuesten Zeiten diese Stadt von Benkoolen aus. Dieser Mann wird uns in Zukunft über das Innere der Insel viele Aufschlüsse geben, da er außer dieser Reise noch 2 andre gemacht hat, nämlich eine nach Menangcabo, und eine andre in die südlichen Gegenden der Insel. Er fand hier ein stark bevölkertes Land, das reich an Erzen und gutem Boden war. Raffles mußte auf diesen Reisen 6000 Fuß hohe Gebirge übersteigen.

Auf der Nordwestspitze der Insel lag bei Ankunft der Europäer in Indien, ein mächtiges Reich, nämlich Atschin. Es erstreckte sich damals bis Indrapura herab. Jetzt ist das Reich ein ganz kleines Fürstenthum. Die gleichnamige Hauptstadt enthält 8000 Häuser, die unregelmäßig durch einander liegen, aber in Verbindung mit einem Flusse eine angenehme Gruppe bilden. Ein Heidenbekehrer beschreibt sie im Jahre 1699 also: „Man denke sich einen weit ausgedehnten Wald von Kokos, Bambus, Pisang und Ananas [?], durch dessen Mitte ein schöner Strom, über und über mit Schiffen bedeckt, hinfließt, — in diesem Walde eine unbeschreibliche Menge von Häusern, aus Rohr und Baumrinde errichtet, die bald zusammen Gassen bilden, bald weit aus einander liegen, und dazwischen Gärten und

Wiesen; alle die Wohnungen aber reich mit Menschen aus allerlei Volk besetzt; so hat man das Bild der Stadt Atschin.“ — Das Land ist reich an Pfeffer, Gold, Pferden, Büffeln und Elephanten. An Bildung steht Atschin keinem malayischen Staate auf Sumatra nach. Der Sultan Ula-Odien hatte als Kronprinz eine Wallfahrt nach Mekka gemacht, und war dabei auf die Insel Mauritius verschlagen. Hier erlernte er von den Franzosen sehr viel, und wandte das in seinem Reiche an. Allein die Größe Atschin's wieder herzustellen, war ihm nicht möglich. Im Jahre 1615 versammelte der Sultan von Atschin ein Heer von 60,000 Mann auf einer Flotte von 500 Segeln. Von dieser Größe sind nur noch Spuren in alten Ruinen beim Schlosse vorhanden.

# III.

## Des englischen Hauptmannes
## William Bligh's
## Fahrt auf einem Boot
## von Tofoa nach Timor,

nebst

Bemerkungen über die kleinen Sunda-Inseln, die Molucken und Philippinen.

# Einleitung.

Durch Cook's Reisen in dem großen östlichen Weltmeer ward die englische Regierung aufmerksam auf den Brotbaum. Sie beschloß, denselben von den Südsee-Inseln nach Westindien zu verpflanzen, und rüstete zu diesem Behuf das Schiff Bounty aus. Den Oberbefehl darüber vertraute sie dem Hauptmann Bligh — einem Manne an, der mit Cook gereist war. Er segelte 1787 im December, von 46 Mann begleitet, von England ab, und kam im October 1788 auf Otaheiti an. Hier war er so glücklich, 1015 junge Brotfruchtbäume nebst mehrern andern Gewächsen, alle im besten Zustande und wohlverwahrt, einzunehmen. Im April 1789 segelte er damit ab, und freuete sich schon im Voraus auf das Gelingen dieser Unternehmung. Allein 3 Wochen nach der Absegelung, als sich das Schiff in der Nähe von Tofoa befand, entstand eine Empörung. Die Veranlassung dazu war eine doppelte; mehrere von der Mannschaft sehnten sich nach Otaheiti zurück, wo sie in Ueppigkeit und Wohlleben ihre Tage verdämmert hatten. Diese Sehnsucht be-

nutzte ein junger Steuermanns-Gehülfe Namens Christian, den nach der Führung eines Schiffes gelüstete, um damit, wie er meinte, allerlei wichtige Entdeckungen, d. h.: sich berühmt zu machen. Er stellte sich an die Spitze der Empörung, ließ den Hauptmann binden, und setzte ihn mit 18 andern in ein Boot, um sie den Wellen Preis zu geben. Das Schicksal, welches Bligh mit den 18 Mann auf dem Boote hatte, wird er im Nachfolgenden selber erzählen. Christian schiffte nach Ausführung seiner Meuterei wieder nach Otaheiti zurück, wo die Bäume verdarben. Die Bewohner dieser Insel wurden durch Lügen über die Rückkehr des Schiffs und die Verminderung der Mannschaft beruhigt. Als die Meuterer das Schlaraffen-Leben auf der Insel etwas satt hatten, so jagte ihnen Christian die Furcht ein, daß Bligh doch wohl möchte zu einer europäischen Niederlassung gekommen sein, und daß er von da aus wahrscheinlich mit Macht nach Otaheiti zurückkehren würde, um sie zu bestrafen. Nur auf 10 Mann wirkte diese Furcht, und sie segelten mit Christian ab, um eine unbekannte Insel aufzusuchen und dort ein neues Reich zu stiften. Sie fuhren auf die Insel Juan Fernandez an der Süd-Westküste von Südamerika zu, legten sich hier auf den Stockfischfang und beabsichtigten, einen Handel mit Stockfischen nach Südamerika zu

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Harnisch, Wilhelm, 1787-1864

Die wichtigsten neuern Land- und Seereisen

Bd.: 6 : Mit einer Karte und zwei Kupfern

Leipzig 1829

42.3339-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703261-5